



41

OKTOBER 1959

WERKMITTEILUNGEN

STAHL- UND RÜHRENWERK BEISHOLTZ GMBH DÜSSELDORF-BEISHOLTZ



Guter Rausch

Denken wir jetzt nicht an den Halunken,
Der betrügt, indem er sich besäuft,
Auch nicht an den andern, der betrunken
Schimpft und androht oder Amok läuft.

Nicht an Witzler, nicht an Vielversprecher
Noch an den, der morgen früh bereut,
Der am Tag vor Nacht- und Nacktheit scheut.
Was ich meine, gilt für andre Zeher.

Ihrer denk ich. Nach dem sechsten Glase,
Oder nach dem dritten oder zehnten,
Kommen sie — nicht etwa in Ekstase —
Sondern in den variiert ersehnten

Zustand, klar und dennoch mild zu sehn,
Mild zu horchen auf die andern, Fremden,
Und wie Engel in schneeweißen Hemden
Sozusagen vor sich selbst zu stehn.

(Aus einem Gedicht von Joachim Ringelnatz)

KARL NEUMANN

In Frankreich sind die Nächte lang

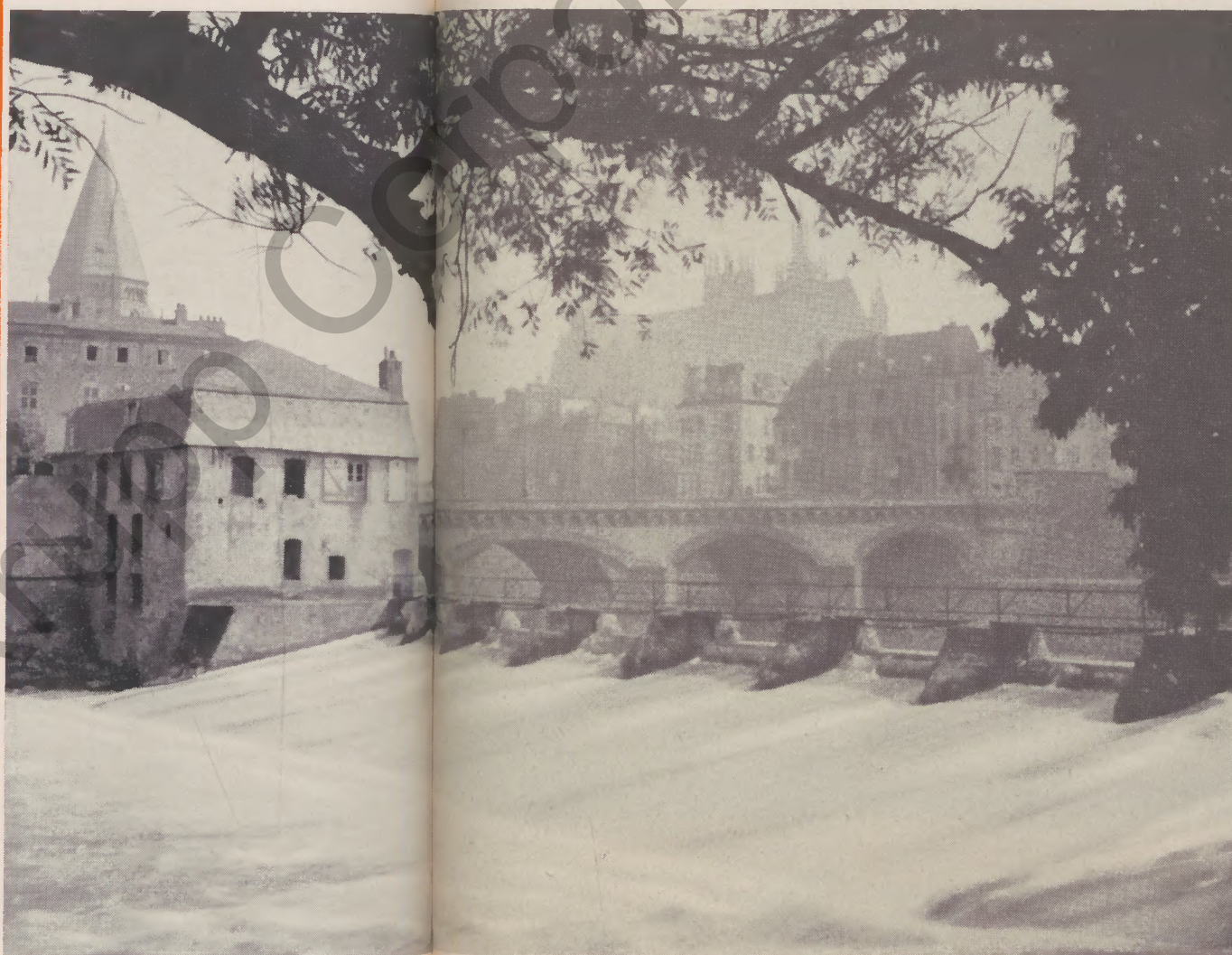
Eine „Ruhrfahrt“ zu unseren westlichen Nachbarn

Entstand das in schwärmerischer Vorausschau erblickte Vereinigte Europa nicht unter der grünen Europaflagge, so wächst es auf dem nüchternen und stahlharten Boden der Montanunion. Die Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl — der die Länder Frankreich, Belgien, Niederlande, Luxemburg, Italien und die Bundesrepublik Deutschland angehören — steht tatsächlich auf festem Boden. Sie arbeitet in allen Stellen gut zusammen und bringt die Menschen, die es angeht und die hier wie

Wort am Werkstück stehen, zusammen — damit sie die Arbeitsmethoden der anderen kennenlernen und damit sie im fremden Landsmann den Kollegen und vielleicht sogar den Freund achten. 1957 besuchten französische Meister Werke an Rhein und Ruhr, 1959 fuhren deutsche Meister ins französische Ruhrgebiet, nach Lothringen. Karl Neumann, Meister im Preßbau Oberbilk, berichtet in diesem Artikel, was er auf der Fahrt nach Metz alles erlebt und gesehen hat.

Wir waren 34 Meister und Obermeister der deutschen Stahlindustrie — Hochöfner, SM-Stahlwerker, Walzer und Schmiede — die durch ihre Werke mit Vermittlung der Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl für vier Tage nach Frankreich eingeladen wurden. An einem schönen Sommertag kletterten wir in Köln in den Autobus und fuhren über Euskirchen und Bitburg. Bei Ober-Echternach ging es über die luxemburgische Grenze nach der Stadt Luxemburg. Luxemburg, der Sitz der Hohen Behörde der Montanunion, ist eine lebhafte, nicht gar zu große Stadt (1954 66 400 Einwohner, dazu kommen 11 400 in den Vororten). Der Kern der Oberstadt liegt auf einem steilen Felsen des linken Ufers der Alzette. Auffallend sind die unzähligen Brücken und Viadukte — genau 6 Viadukte und 59 Brücken — die die Täler und Wasserläufe überspannen. Das großherzogliche Palais liegt in der Altstadt. Die ehemaligen Festungsanlagen sind heute Promenaden. Leider hatten wir keine Zeit zum Promenieren. Unser Bus fuhr uns auf schnellstem Wege nach Metz. Zeit, uns über die lieblichen Täler, die zärtlichen Höhen (wie der Dichter sagte) an Saar und Mosel zu erfreuen, fanden wir während der Fahrt. „Trinkt, Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt.“

In Metz, dem Standquartier für vier Tage, wohnten wir recht feudal in einer peinlich sauberen, gut ausgestatteten Schule der französischen Eisen- und Stahlindustrie. In dieser Fachschule mit Internat werden alle angehenden Meister der französischen Stahlindustrie in Lehrgängen von neun Monaten ausgebildet. Träger der Anstalt ist die Industrie. Von hier gehen Meister in ihre Werke zurück — vollgestopft mit den neuesten fachlichen Erkenntnissen und glühend vor Eifer, die französische Stahlindustrie — die französische, nicht die der Montanunion! — besser, rationeller und leistungsfähiger zu machen. Man kann die Eisen-Industrie unseres Nachbarn um diese Bildungsstätte beneiden. Als Lehrer fungieren Gewerbeoberlehrer, die der Staat für fünf Jahre an die Industrie beurlaubt. Der Leiter, M. Morceau, ein pensionierter Schulrat, betreut seine Landsleute und fremde Gäste — also auch uns — wie ein Vater. Er ist ein eifriger Werber und Kämpfer für französisch-deutsche Verständigung. In zäher Kleinarbeit, dank seines lebenswürdigen und herzlichen Wesens, gewinnt er Mann für Mann. Auch in den Betrieben kam man uns freundlich, offen und ehrlich entgegen. Wir hatten das Gefühl, daß das in jedem Franzosen seit Generationen lebende Mißtrauen gegen die „boches“ schwindet. Auf jeden Fall schwindet es gegenüber dem einzelnen Deutschen. Wie eine Meinungsumfrage eines demoskopischen Instituts ergab, halten 59 Prozent der französischen Bevölkerung den Deutschen für anständig, die Deutschen aber für gefährlich. 63 Prozent halten



Metz, zu beiden Seiten der Mosel an der Mündung der Seille, in Lothringen mit 70 100 Einwohnern (1944) Hauptstadt Austrasiens, 870 fiel es an das Ostfränkische Reich. 1552 besetzte Heinrich II. von Frankreich die Stadt und behauptete sie gegen Kaiser Karl V. Der Westfälische Friede von 1648 ursprünglich Divodurum (Götterburg), war römische Militärlager und wurde in fränkischer Zeit zu einer Festungsanlage, an deren Stelle teilweise Alleen traten, erhielten sich einige malerische Tore wie das Römertor und das Deutsche Tor.

- Karl Neumann 102 In Frankreich sind die Nächte lang
- Josef Uhlenbrock 106 Freude und Vergnügen in der Freizeit
- Ursula Landgraf 106 Heinzelmännchens Wachtparade erklingt an Rhein und Ruhr
- Walter Wiegard 110 Bericht zur Lage
- Siegfried Stark 110 Der Mensch im sozialen Kraftfeld
- * 114 Es hat sich herumgesprochen...
- * 116 Oben fliegen die Atome
- * 119 Otto Burrmeister 60 Jahre
- * 120 Wie melke ich den Staat?

Die WERKMITTEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben. Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung. Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen. Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH, Düsseldorf-Reisholz. Verantwortlich: Direktor August Best. Redaktion: Ursula Landgraf (Hauptabteilung Sozialwesen). Erscheinungsweise: in zwangloser Folge. Druck: Aussaat-Verlag GmbH., Wuppertal. Grafik: Karl Busch, Wuppertal. Vertrieb: Postversand im Verlagsstückverfahren.

eine Neubelebung des deutschen Dranges zur Herrschaft für möglich und 57 Prozent glauben, daß ein starkes Deutschland unter allen Umständen eine Gefahr für Frankreich bedeutet. Aber 80 Prozent der befragten Männer und Frauen sind für eine Annäherung zwischen beiden Ländern und enge wirtschaftliche Beziehungen. Wirklich macht Frankreich gewaltige Anstrengungen, seinen Part im europäischen Wirtschaftskonzert sauber und fehlerfrei zu spielen. Es tut das fair und kollegial. Die französische Eisenindustrie wünscht sich deutsche Arbeiter. Sie hält sie für fleißig, willig, zuverlässig und intelligent. Aber da es auch in der Bundesrepublik mehr offene Stellen als Anwärter gibt, bleibt dieser Wunsch trotz hoher Werbungskosten unerfüllt. Übrigens hat die Industrie ebenso wie die Politik ihr „Algerienproblem“. Die Algerier seien arbeitsunwillig und sabotagesüchtig, verriet der Personalchef von Pompey. Aber man sei auf sie als Arbeitskräfte angewiesen.

Wir besuchten fünf Werke: Sidelar-Rombas, die Eisenerzgrube Saizerais, Pompey und de Wendel (mit Sollac). Das ist für die fünf Tage, die uns zur Verfügung standen — die Fahrt ging auch noch ab — eine beachtliche Menge. Aber wir sind dankbar dafür. Natürlich blieb uns nichts anderes übrig, als die Nacht zum Tage zu machen. Schließlich mußte das Gesehene verarbeitet und besprochen werden. Und etwas von der Schönheit der Landschaft und der Städte wollte man auch in sich aufnehmen. In jedem Werk, das wir besuchten, wurden wir vom technischen Direktor liebenswürdig begrüßt und mit der Struktur des Werkes vertraut gemacht. Sprachschwierigkeiten gab es nicht; denn die Hohe Behörde stellte Dolmetscher, die jede französisch gesprochene Rede sofort ins Deutsche übertrugen und umgekehrt. Eine Anzahl französischer Meister sprach deutsch, einige deutsche Meister französisch. Zum gemeinsamen Mittagessen setzte man sich „in bunter Reihe“ und eine lebhaft Unterhaltung war gesichert.

Bei Sidelar-Rombas beeindruckte uns die Art der französischen Unfallbekämpfung. Man gewährt dort nicht eine Geldprämie für unfallfreies Arbeiten, sondern verteilt wöchentlich einen Anteilschein für die Lotterie. Wer eine bestimmte Anzahl Scheine erreicht, nimmt am Jahresende an der Lotterie teil. Da gibt es Autos, Fernsehgeräte, Radios, Campingausrüstungen und andere Dinge, die das Herz höher schlagen lassen. (Als Prämien für unfallfreies Arbeiten kennt man übrigens auch in der deutschen Eisen- und Stahlindustrie wertvolle Gewinne. Die Hüttenwerk Oberhausen AG. verlost zum Beispiel regelmäßig Markenkühlschränke. Die Redaktion.) Da wir gerade bei den angenehmen Dingen sind: In den französischen Werken gibt es gutes Kantinenessen, Wohnungsgeld in Höhe von 4000 Franks, 5000 Franks für jedes Kind (Stand 15. 7. 59). Die Zuwendungen nach dem neuen Kurs sind nicht bekannt. Werkurlaubsfahrten und an-



Eines der vielen mittelalterlichen Stadttore in Lothringen. Hier im Städtchen Finstingen.

scheinend auch Frühstücksräume kennt man nicht. Die Leute aßen ihr Butterbrot an der Maschine. Aber die Umkleideräume, besonders bei Sollac, sind in peinlich sauberem Zustand. Den Belegschaften werden in den werkeigenen Konsumanstalten günstige Einkaufsmöglichkeiten geboten, teilweise eine Ermäßigung um 25 Prozent gegenüber den normalen Ladenpreisen. Das ist durchaus angebracht, da die Lebenshaltungskosten in Frankreich wesentlich höher liegen als in anderen europäischen Ländern. Die Hochofen-, Siemens-Martin- und Thomasstahlwerke der Rombas-Hütte weisen ein ehrwürdiges Alter auf. Aber eine riesige Sinteranlage mit drei rotierenden Öfen von je 92 Meter Länge, gekoppelt mit einer großen Luftfilteranlage, ist nach Ansicht deutscher Hochöfner das beste, was es bisher auf diesem Gebiet gibt. Das Hüttenwerk Pompey ist ähnlich ausgestattet wie Rombas, hat jedoch eine mehradrige Drahtstraße als Hauptproduktionsstätte. Pompey stellt gezogene Stäbe von 5 bis 150 Millimeter Durchmesser her und in seiner veralteten Schmiede — die abgerissen werden soll — Achsen und Waggonpuffen für die französische Staatsbahn und Kleinzeug für den Eigenbedarf.

Als wir in die Eisenerzgrube Saizerais einfuhren, wußten wir, daß eine moderne Anlage unserer harrete; daß diese Grube aber als die modernste Europas anzusprechen ist und an Ausstattung ihresgleichen sucht, war uns nicht bekannt: in einer vierjährigen Bauzeit haben die Franzosen eine Fabrik geschaffen, in der fast alles automatisiert ist und jede körperliche Arbeit ausgeschaltet. Kraftstationen, Reparaturwerkstätten, Lagerhallen, Waschkäuen und eine riesige Erzbrechmaschine sind unter Tage in Betonbauten untergebracht. Über Tage gibt es nur Verwaltungshallen und einen großen Lagerplatz, der zugleich Mischanlage ist. Die Erze haben nach Abbauhöhe einen unterschiedlichen Eisengehalt. Durch das Mischen der Erze kommt man auf einen Durchschnitt von 34 Prozent Fe. Gegenwärtig werden täglich dreitausend Tonnen gefördert. Aber die Anlage ist noch nicht ausgelastet. Fachleute schätzen das Eisenerzvorkommen von Saizerais auf 150 Millionen Tonnen.

Der letzte Tag unseres Aufenthalts gehörte zwei de-Wendel-Werken. de-Wendel ist der französische Krupp mit einer Gesamtbelegschaft von 23 000 Mann. In der Hauptsache wird Roheisen produziert und verarbeitet, teilweise auch als Halbfabrikat verkauft. Die de-Wendel-Werke sind lang und breit an der Mosel hingelagert. Sie können sich jedoch nicht mehr ausdehnen und klagen über Platz- und Wassermangel. Vielleicht wurden aus diesen Erwägungen heraus die Fertigungsbetriebe der Sollac gegründet. Hier werden Draht und Stäbe nach neuesten technischen Methoden vollkontinuierlich hergestellt. Frankreichs Stolz und Musterstück, die Breitband-, Kalt- und Warmwalzwerke gehören auch der Sollac: Die Vorstraße nimmt zwei Blocks zu



Die Dreiländerecke bei Sierck an der Mosel/Lothringen. Viele der alten, meistens unzerstört gebliebenen Flecken haben ihren ursprünglichen Charakter erhalten und sind mit der Industrie eine innige Verbindung eingegangen. Fotos und Holzschnitt: Reimesch (Bavaria)

13,5 Tonnen gleichzeitig auf und liefert am Ende Zwei-Millimeter-Bänder. Diese Bänder laufen nach Glühung durch eine Fließband-Beiz-Anlage und werden im Kaltwalzverfahren von zwei Millimetern auf einen Millimeter gebracht. Im gleichen Arbeitsgang geht es im 20-Kilometer-Tempo durch eine Bürstereinigung, dann durch die Verzinnerei. Am Ende kommt das Blech als Tafel geschnitten heraus. Anscheinend geschieht die Verzinnerei elektrisch. Und zwar wird das Zinn — große Barren — als Elektrode benutzt und beim Durchlauf reißt der Blechstreifen feinste Zinnteilchen an sich. Im Umkehrverfahren wird die andere Seite verzinkt. Die Sollac arbeitet in erster Linie für die Konservenindustrie, jedoch auch für Autofirmen. Die Produktion ist hoch: dreitausend Tonnen verzinktes Blech in einem Monat. Die Fabrikanlagen kommen aus den USA und haben einen Wert von 50 Milliarden französischen Franken.

Es darf gesagt werden, daß wir von dem, was wir in der französischen Industrie erlebt haben, sehr beeindruckt waren. Das Land arbeitet schwer daran, Versäumtes nachzuholen, und zwar mit allen Mitteln, mit Opfern und nach dem Stand der neuesten Technik. Nirgends sahen wir so viele junge Men-

schen in der mittleren und höheren Führungsschicht wie in diesen lothringischen Werken. Fast jeder der 34 deutschen Studienfahrer hat in den Tagen, die mit Erlebnissen bis zum Rand gefüllt waren, persönliche Freunde in Frankreich gewonnen. Man will die gegenseitigen Besuche wiederholen und erweitern.

Von den Städten und Städtchen des lothringischen Industriegebiets sahen wir nicht viel. Und doch waren sie gegenwärtig. Alles, was wir erlebten, konnten wir eben nur hier erleben. Es gehörte in diese Umgebung und in keine andere. Überhaupt hat man das Gefühl, daß die Industrie in Frankreich mit der Landschaft eine innige Verbindung eingeht. Vielleicht liegt das an der weichen Luft. In Nancy, bei der Stadtrundfahrt, durften wir denn auch neben der Eisenindustrie etwas von dem Lothringen sehen, von dem die Dichter singen: den schönen Park de la Pépinière, den Triumphbogen und viele kunstvolle Tore, die die Alt- mit der Neustadt verbinden. Das Rathaus von Nancy ist ein großzügiger Barockbau. Besonders fiel uns der im vierzehnten bis sechzehnten Jahrhundert errichtete Herzogspalast auf, der heute historisches Museum ist. Alles in allem: Es war eine ebenso schöne wie lehrreiche und anstrengende Fahrt.

Freude und Vergnügen in der Freizeit

Von Josef Uhlenbrock

Die richtige Freizeitgestaltung ist zum ernsthaften Problem im sozialen Leben unseres Volkes geworden. Unlängst sagte mir in meinem westfälischen Heimatort ein biederer Handwerker, der wegen seiner geistigen Aufgeschlossenheit der „Dorfphilosoph“ heißt, die immer länger werdende Freizeit sei nur dann sinnvoll, wenn die Menschen mehr Freude aber weniger Vergnügen hätten. Diese Ansicht machte mich zunächst stutzig, da doch Freude und Vergnügen auf derselben Linie liegen — nämlich fernab vom grauen Alltag! In einer längeren Aussprache ist mir aber klar geworden, daß der „Dorfphilosoph“ recht hat. Es besteht ein großer Unterschied

*Genug haben ist Glück
mehr als genug haben —
Unglück*

zwischen der rechten Lebensfreude und dem Vergnügen.

Das Vergnügen umläßt uns von außen, es ist eine oberflächliche Zerstreuung inmitten eines größeren Kreises von Menschen. Auf einem Schützenfest, an einem Tanzabend, zu Fastnacht, auf der Kirmes und auf einem Kegelausflug geht es laut und lustig zu. Auf all diesen Festen steht die lärmende Geselligkeit im Vordergrund. Es werden große Reden geschwungen, es wird fröhlich getrunken, es wird viel getanzt, es wird lustig gespielt. Diese Vergnügungen sollen keineswegs einseitig verurteilt werden. Zu allen Zeiten haben die Menschen das Bedürfnis gehabt, sich über den ersten und arbeitsiharten Alltag zu erheben und sich im Kreise guter Freunde und gleichgesinnter Arbeitskollegen einer ungezwungenen Fröhlichkeit und Zerstreuung hinzugeben. Aber die geschilderten Vergnügungen haben nur dann einen Sinn, wenn sie selten sind. Wenn sich ein gesunder Mensch während eines dreiwöchigen Ferientages ein Tag für Tag einer lärmenden Geselligkeit hingibt, dann wird er ihrer überdrüssig.

Ganz anders verhält es sich mit der Freude. Sie kommt nicht von außen, sondern aus der Seele des Menschen. Wer sich nach harter Arbeit am Feierabend draußen in der Natur erholt, irgendwo am Waldrand, umgeben von bunten Blumen und blühenden Sträuchern, kann von einer echten Lebensfreude erfüllt sein. Dieses Gefühl der Naturverbundenheit, dieses Einssein

mit dem All, wird am stärksten der einsame Mensch empfinden. Die echte Freude ist nicht lärmend, sondern still. Sie erwärmt und erhellt unser Herz, sie erfrischt Leib und Seele und läßt die alltäglichen Sorgen und Mühen, welche keinem menschlichen Wesen erspart bleiben, vergessen. Der echten Freude, welche wir bei einer Wanderung durch den stillen Wald, durch die grünen Wiesen und über die weite Heide empfinden, werden wir nicht überdrüssig. Alle Menschen welche über viel Freizeit verfügen, sollten die Lebenskunst üben, fernab vom Trubel der Großstadt und auch fernab vom Lärm der Kurorte, in der liebevollen Beobachtung der Natur die stillen Freuden zu suchen und zu finden.

Wer sich einmal in die sinnigen und innigen Bilder Ludwig Richters, des Altmeisters deutscher Malerei, vertieft hat, der empfindet es deutlich, daß der Aufenthalt im geheimnisvollen Dunkel des Waldes oder am leise rauschenden Bach ein Fest für die Seele ist. Ein Mensch, der ehrfürchtig die Wunder der Natur und die Schönheit der Landschaft anschaut, wird nicht so schnell von der Langeweile, diesem größten Übel unserer Zeit, geplagt.

Vor rund 1900 Jahren lebte im alten Rom der Philosoph und Staatsmann Seneca, der ein Büchlein veröffentlicht hat: „Vom wahren Leben.“ Ein Satz in diesem Buch lautet:

„Wenn du in einen Hain trittst mit alten, ungewöhnlich hohen Bäumen und dichte Kronen dir des Himmels Anblick nehmen, weil ein Ast in den anderen übergreift, dann packt dich die Hoheit des Waldes und die Einsamkeit, und die dichte, ununterbrochene Schattenkühle mitten in der freien Natur erweckt in dir den Glauben an ein göttliches Wesen.“

Wer von diesem Lebensgefühl erfüllt ist, wird niemals ohne wahre Freude sein.

*Wer mit dem Leben spielt,
kommt nie zurecht.
Wer sich nicht selbst befiehlt,
bleibt immer Knecht.*

(Goethe)

Nun wird sicher mancher der 4 000 Leser unserer „Werkmitteilungen“ fragen: „Warum sagt der ‚Alte‘ das alles?“ Die Antwort lautet: Weil ich bei den Vorschlägen für die Freizeitgestaltung auf das beschränkte Einkommen mancher

Arbeiterfamilien Rücksicht nehmen möchte. Die laute Geselligkeit ist teuer. Zahlreiche Vergnügungsstätten geben unseren fleißigen Arbeitern und Angestellten die Möglichkeit, Geld auszugeben. Nun verdienen die meisten Menschen nicht so viel, daß sie sich jedes Vergnügen, nach dem ihr Sinn steht, leisten können. Um so wichtiger ist es, daß diesen Menschen der einfache Weg gezeigt wird, der zur wahren Lebensfreude führt. Die Sonne und die Luft, die Blumen auf dem Felde und die Vögel in den Zweigen kosten nichts. Ist es nicht trostreich, ist es nicht der

Ursula
Landgraf:



Heinzelmännchens Wachtparade erklingt an Rhein und Ruhr

In den WERKMITTEILUNGEN Nr. 38/39, 1959 sprachen wir in dem Artikel „Vom Rennfeuer zum Elektroofen“ über die Ausmauerung des großen Ofens im E-Stahlwerk. Feuerfeste Steine nimmt man dazu, Dolomit- oder Magnesit-Steine, die aber dennoch innerhalb von drei Wochen verbraucht sind und durch neue ersetzt werden müssen. (Magnesit ist teurer, hält aber länger.) Dolomit und Magnesit sind Minerale, die im Bergischen Land und in Tirol gefunden werden. Infolge ihrer günstigen chemischen Zusammensetzung weisen sie Eigenschaften auf, die sich dem Menschen geradezu aufdrängen, wenn er hitzebeständiges Material sucht. Als hitzebeständiges, besser als feuerfestes Material bezeichnet der Fachmann alle Natur- und Kunststeine, deren Schmelzpunkt über 1650 Grad Celsius liegt. Basische Steine (unser Elektroofen ist ein basischer Ofen) sind Coharsteine, Bauxit-, Magnesit-, Dolomit- und Tonschamottesteine, die aus feuerfestem Ton und Schamotte hergestellt werden. Da jeder hier angelieferte Stein das gleiche Gewicht und die gleichen Abmessungen hat, muß der Grundstoff zerkleinert worden und von Trommel- und Walzmüllern oder Wälzmischern zu gieß-, knet- und preßbaren Massen verarbeitet worden sein. Tatsächlich verhalten sich die Dinge auch so. Sie würden keine Erwähnung finden, wenn sich nicht die Gedankenverbindung Ton zu Topf ergäbe. Wir gingen ins Hetjens-Museum, das in diesem Sommer 50 Jahre alt geworden ist, bewunderten Fayencen, Porzellane und Majoliken aus allen Zeiten und allen Ländern und zerbrachen uns den Kopf über die Gemeinsamkeiten von Fein- und Grobkeramik. Die Fachleute lachten. Aber siehe da, Beharrlichkeit führte auch hier zum Ziele: es gibt einen gemeinsamen Ursprung. Einige Fabriken, die Industriesteine herstellen, stellen auch Schüsseln und Krüge her. Grob- und Feinkeramik — obwohl aus verschiedenartigen Bestandteilen — wird in gleicher Weise aufbereitet, verformt und gebrannt. Und das ist interessant.

In der Geschichte der Keramik blättern, heißt in der Kulturgeschichte blättern. Schon in den Höhlen des Magdalénien in Spanien fanden sich neben den künstlerisch tief empfundenen und technisch hervorragend gemeisterten Felszeichnungen zunächst Großtierknochen, in denen Speisen bereitet wurden, bald aber auch einfache Tongeräte. Vielleicht hat ein Kind vergangener Jahrtausende mit Erde gespielt, Wasser dazugegeben, in dem Brei gerührt und „Kuchen gebacken“, wie das Kinder aller Zeiten tun. Dieses Höhlenkind ist

Ausgleich einer höheren Gerechtigkeit, daß diese Quellen der Freude, welche auch dem ärmsten Menschen zugänglich sind, viel mehr zum richtigen Gelingen der Freizeit beitragen als die kostspieligen Vergnügungen in lauten Kurorten?

Trotz der Steigerung der Reallöhne in den letzten Jahren muß eine Arbeiterfamilie mit mehreren kleinen Kindern auch heute noch jeden sauer verdienten Groschen vorsichtig umdrehen. Eine solche Familie wird mit ihren Kindern nur einen äußerst bescheidenen Urlaub an einem stillen Fleckchen Erde ver-

bringen können. Aber werden Vater und Mutter nicht durch das frohe Kinderlachen auf grüner Flur, durch das Spielen und Tollen der Kleinen in Wald und Feld reichlich für die Vergnügungen entschädigt, die sich nur die Junggesellen ihres Lebenskreises leisten können?

An der Hand unserer Kinder können wir die Gefilde unserer eigenen Kindheit noch einmal durchwandern, die Licht- und Schattenseiten unserer eigenen Jugend noch einmal erleben. Es gehört sicherlich zu den edelsten und selbstlosesten Freuden unseres Daseins,

wenn wir bereitwilligst manches Opfer bringen, um das wahre Glück unserer Kinder zu fördern und die Entfaltung ihrer körperlichen und geistigen Kräfte zu ermöglichen.

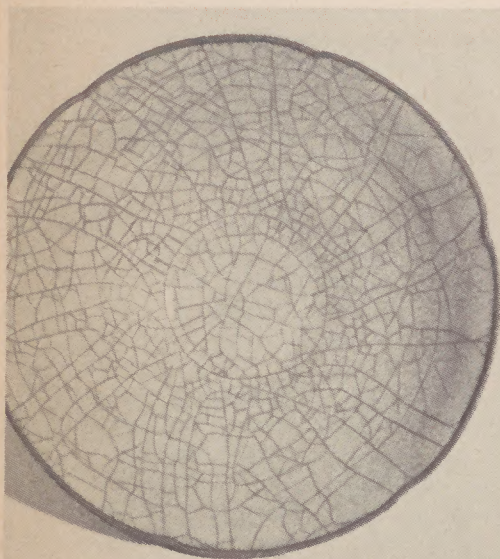
Jeder von uns möge einmal am Feierabend oder am freien Wochenende oder in seiner Ferienzeit darüber nachdenken, wie wertvoll es ist, daß wir die lauten und kostspieligen Vergnügungen nicht überschätzen, sondern überall die stillen Freuden suchen, welche uns die Natur und ein harmonisches Familienleben in so reichlichem Maße bescherten.

neben den üblichen Tongefäßen Steingut-Töpfe, Terrakotten, Fayencen und Porzellane. Die Feinkeramik umfaßt außer Gebrauchs- und Luxuserzeugnissen Wandplatten, Fliesen und Spülbecken. Als Grobkeramik bezeichnet man die gebrannten künstlichen Baustoffe wie Ziegel, Klinker, Steinzeug und die feuerfesten Steine. Die keramische Industrie hat sich da niedergelassen, wo sie ihre Rohstoffe fand: in Bayern, Thüringen, Sachsen, Schlesien und im Westerwald. Im Unterwesterwald, zwischen dem Neuwieder Becken und der Lahnmündung liegt das jedem vertraute Kannebäckerland. Sein bekanntester Ort ist Höhr-Grenzhausen. Höhr heißt keltisch „Horle“, das ist „Ton“ und „Kanne“. Hier stehen die großen, hundert Meter hohen Tunnelöfen, deren Arbeitsweise in allen Phasen genau reguliert wird, damit die Hitzeeinwirkung auf das zu bearbeitende Stück gleichmäßig erfolgt. Die Aufbereitung, die Verformung — meistens wird in eine Gipsform gegossen — und das Brennen für Fein- und Grobkeramik ähneln einander. Die Feinkeramik wird natürlich vorsichtiger als die Grobkeramik behandelt, die schon einen Stoß vertragen kann. Kannen und Schüsseln setzt man beim Brennen in Kapseln ein oder brennt sie in indirekt beheizten Muffelöfen, wegen der Glasur meistens zweimal.

Die höchste Vollendung, was sowohl Feinheit der Tonmasse als auch Vollkommenheit der Bleiglasur anlangt, haben die Chinesen erreicht. Man weiß heute noch nicht, aus welchen fremdartigen Stoffen die Masse besteht und noch weniger, in welchen Öfen und wie lange die Porzellane gebrannt wurden.



Protokorinthisch, 8. Jh. v. Chr., Irdenware



China, Sung-Zeit (960—1279) Kuan-yao



Höchst, 1767—70, Modelle von Johann Peter Melchior, Porzellan

Fotos: Hetjensmuseum Düsseldorf
Keramische Abteilung

Die Töpferscheibe müssen die Chinesen früh gekannt haben. Man hat Scherben gefunden, die beweisen, daß schon im vierten Jahrhundert v. Chr. im Orient die Töpferscheibe gebraucht wurde. Glasierte Keramik begegnet uns vom Ende des zweiten Jahrtausends an. Die babylonische und assyrische Kunst, später die persische, schufen die herrlichen glasierten Reliefziegel, bis jetzt noch nicht wieder erreichte Höchstleistungen der Baukeramik. Wenn auch die alten Reiche verlöschten, so vererbten sie doch im Sterben ihre hohe Keramikunst den nachdrängenden Völkern. Im vierzehnten Jahrhundert formten die Spanier unter arabischem Einfluß die Alhambra Vasen, die im fünfzehnten Jahrhundert nach Italien auswanderten und da die Majolika-Kunst begründeten. Doch wie überall in Kunst und Wissenschaft, so bedeutete auch in der Keramik der Untergang des Römischen Reiches einen tiefen Schnitt. Das frühe Mittelalter sah im Abendland eine grobe, oft ohne Scheibe hergestellte Töpferware. Alles, was bei den Alten schon einmal dagewesen war, mußte neu erfunden werden. Endlich, im neunzehnten Jahrhundert, hatte das Keramikhandwerk eine wünschenswerte Höhe erreicht. Doch noch bis zu Beginn dieses Jahrhunderts bezog die deutsche Stahlindustrie ihre feuerfesten Industriesteine aus England, da die hiesigen Keramikwerkstätten nicht in der Lage waren, Silikasteine und Ton-schamotte zu bearbeiten.

Die Reform- und Erneuerungsbestrebungen der Künstlerbildungsstätte Bauhaus in Dessau erstreckten sich nach dem Ersten Weltkrieg auf alle Gebiete, also auch auf die Keramik. Alles Überschwengliche, Schnörkelhafte, Laute fiel. Gerade schlichte Formen und Farben wurden bevorzugt. Namhafte Künstler wirkten als Formgestalter. Aber dann war es wie bei den chemisch gereinigten Schwedenküchen: Weiß war auf einmal langweilig. Pastellfarben liegen psychologisch richtig. Psychologisch richtig liegen seit ungefähr 1954 auch außerordentlich gemütvolle Keramikfiguren. In den Porzellanläden tummeln sich neckische Rokoko-Schäfergruppen und liebliche rosige Kindlein und Putten. In den Samenhandlungen machen sich die Gartenzwerg breit. Die Kerlchen, eben noch als Kitsch verhöhnt, zogen hinten herum mit Glanz und Gloria wieder ins deutsche Gemüt ein. Blickt man in die Gärten an Rhein und Ruhr — aber auch in andere deutsche oder gar in fernen

Landen — da stehen und sitzen und liegen die „traditionellen“ mit der roten Zipfelmütze und die „modernen“ autofahrenden oder Skatklappenden süßen Zwerge und üben fleißig wie eh und je Heinzelmannchens Wachtparade. Der eine stützt sich auf das Attribut seines Fleißes, die Harke, der andere liegt im Grase und schaut den Schmetterlingen nach, der dritte erteilt den Vögeln Singunterricht. Die Gliedmaßen der lieben „Helfer der Menschheit“ sind in naturalistischer Manier gut durchgeformt, das rosige Gesichtchen strahlt Zufriedenheit aus, der graue Bart Würde. Die Kleidung besteht aus langer Hose, Joppe und Schürze — wie bei Zwergens üblich. Und so etwas soll man nicht liebhaben? Über Zweidrittel der Bundesdeutschen sagten, vom Meinungsforschungsinstitut befragt, klipp und klar, daß sie sich an der Ruhe und Gemütlichkeit ausstrahlenden Zwergenfigur erfreuen. Amerikaner, Afrikaner und Franzosen stimmten dem bei. Wichtelmännchen ist zum wichtigen Exportartikel geworden und Heinzelmannchens Wachtparade ertönt nicht nur an Rhein und Ruhr, sondern auch am Mississippi, Sambesi und an der Seine. Es gibt übrigens auch „archaisch nachempfundene“ Wichtel. Sie sind eine Kreuzung von Negerplastik und Barlach und kosten in Düsseldorfs Prachtstraße siebenundsechzig deutsche Mark. Diese Keramik-Kerle schreiten vornehm in ein blaues Gewand gekleidet einher. Ihr Gesichtsausdruck ist ein nach innen lauschender. Das Haupt ist verhüllt. Sie sind bartlos. Ob sie schon erfolgreich an ausländische Türen geklopft haben, ließ sich nicht feststellen. Als Verkörperung des deutschen Gemütes sah man bisher die Wichtel mit den weißen, grauen und melierten Rauschebärten und den rotlackierten Zipfelmützen an. Aber da die „modernen“ Zwerge — vereinzelt zwar erst — in deutsche Gärten Einlaß gefunden haben, warum sollte es ihnen nicht auch in fremden gelingen? Es sind schon gefährlichere Kerle im Ausland heimisch geworden. Da wir Stahl-Leute nun außerdem wissen, daß sie aus dem gleichen Ofen kommen, wie unsere feuerfesten Steine, werden wir die Wichtel — wo es auch immer sei — ganz besonders liebevoll begrüßen.

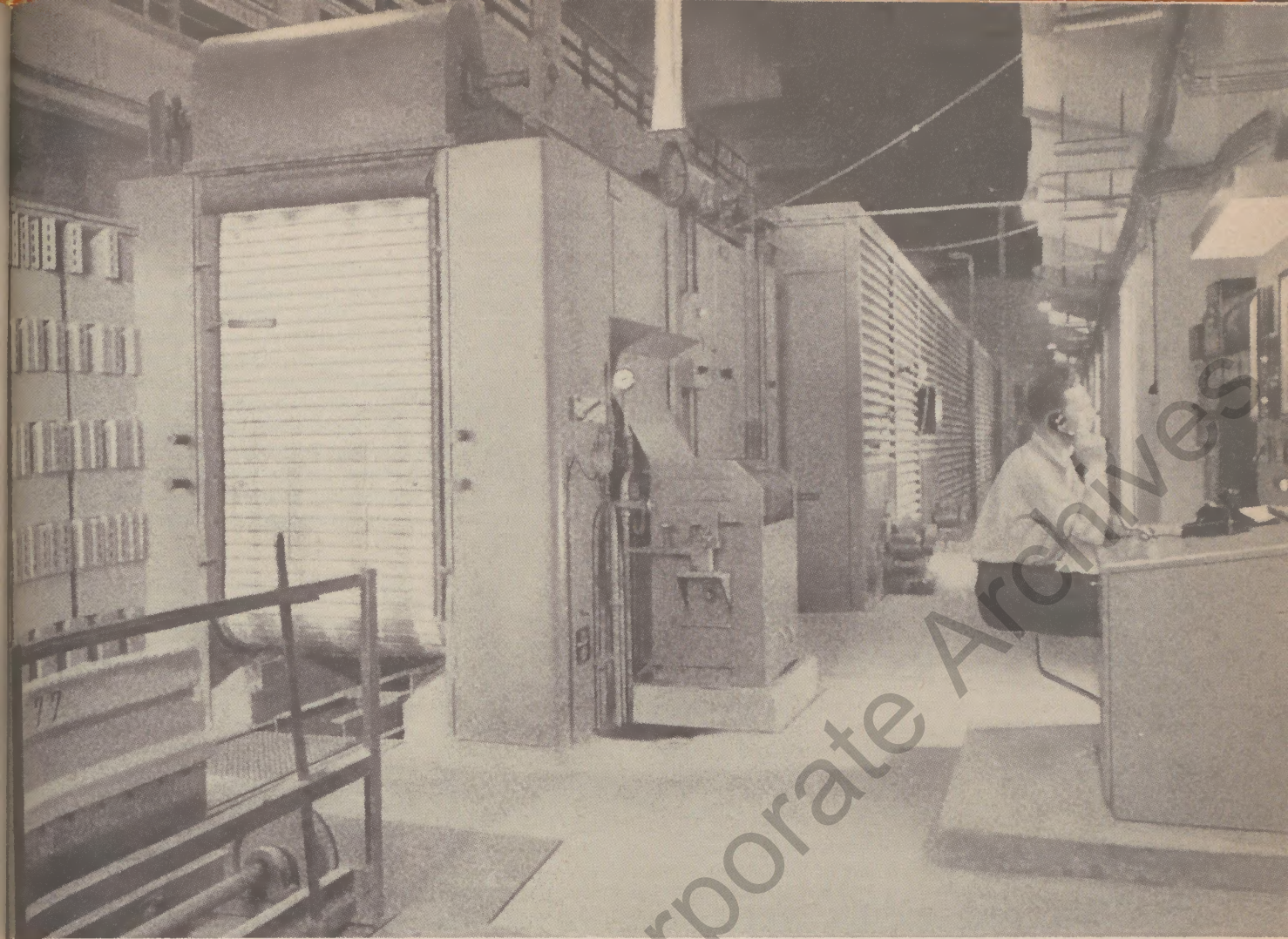
Rechte Seite oben:

Einfahrtseite eines Tunnelofens

unten:

Stampfen von schweren Blöcken

Fotos: Festschrift „Idee und Werk“ zum 50jährigen Bestehen der Steuler-Industriewerke GmbH.



Bericht zur Lage

Der im vorigen Jahr höchst unbefriedigende Röhrenabsatz ist uns noch allen in schlechter Erinnerung. Selbst die beträchtlichen Bestellungen über Röhren und Walzeisen aus China vermochten nur vorübergehend eine gewisse Milderung der angespannten Lage herbeizuführen. Die Konjunkturabflachung zeigte sich in vielen Zweigen der eisenschaffenden und -verarbeitenden Industrie Westeuropas. Natürlich wurde auch unser Werk betroffen, wobei der Konjunkturrückgang auf dem Präzisionsrohrsektor erfreulicherweise bei weitem nicht so stark war wie bei den anderen Erzeugnissen unseres Herstellungsprogrammes. Seit einigen Monaten hat sich nun auch für Handels- und Güterohre die Absatzlage erheblich gebessert.

Bei Schmiedestücken ist die Auftrags- und damit Beschäftigungslage jedoch nach wie vor nicht zufriedenstellend. Solche Umstände ziehen in der Regel, zumal wenn sie sich über längere Zeiträume erstrecken, eine Preisverschlechterung nach sich, während in umgekehrter Richtung die Kosten bei ungenügender Auslastung der Betriebe steigen. Hieraus ergeben sich dann die entsprechenden Auswirkungen auf die Erlöse.

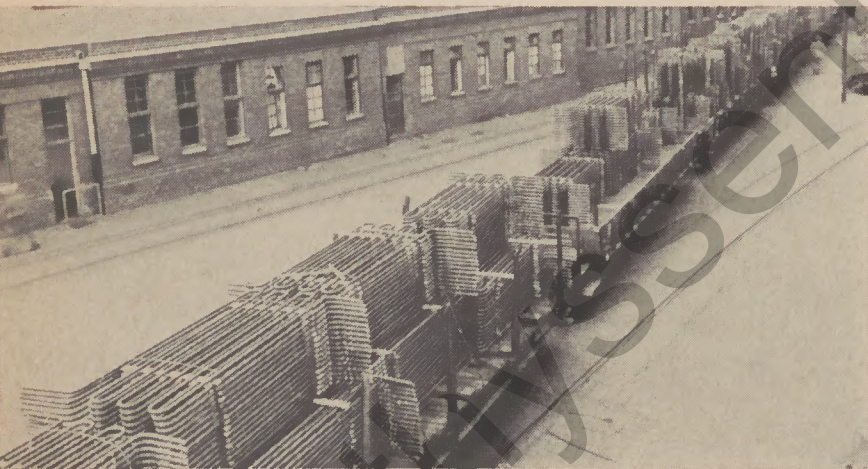
Die im übrigen jedoch festzustellende Aufwärtsentwicklung — die schon vor Beginn des amerikanischen Stahlarbeiterstreiks spürbar wurde — ergab sich offensichtlich aus dem tatsächlich vorhandenen echten Bedarf, aber auch aus einer gewissen Nachholnotwendigkeit, da Verbraucher und Händler in der Zeit der „Spekulation à la baisse“ nur das Notwendigste bestellten und mehr auf den Vorratsabbau bedacht waren. Hieraus ergibt sich jetzt die Notwendigkeit des Wiederauffüllens der Lager, so daß im größeren Rahmen betrachtet — wenn auch mit geringfügigen Einschränkungen im Hinblick auf Streikdeckungskäufe aus dem amerikanischen Raum und größere Bestellungen aus den Oststaaten, vor allem der UdSSR — von einer Wiederbelebung des Marktes gesprochen werden kann. Diese Entwicklung wird, soweit man das heute zu überblicken vermag, sicherlich noch bis zum Jahresende andauern. Wenn auch die Anstiegskurve etwas abflachen mag, so dürfen wir doch während der schon immer etwas ruhigeren Wintermonate mit einer befriedigenden Beschäftigungslage auf der Röhrenseite rechnen, wobei sich erfahrungsgemäß zu Frühjahrsbeginn der Markt erneut beleben wird.

Von besonderem Interesse sind die bedeutenden Aufträge, die wir im April und Mai für Rußland hereingenommen haben. (Siehe Werkmitteilungen Nr. 38/39, Seite 75.) In den vorausgegangenen Verhandlungen hatten wir Gelegenheit, mit den Mitgliedern der russischen Handelsmission auch unmittelbare persönliche Kontakte aufzunehmen. Nach Besichtigungen unserer verschiedenen Werkeinrichtungen und Fabrikate zeigten sich die Herren durchaus befriedigt.

Während wir voriges Jahr um diese Zeit Sorgen hatten, um die Kapazität voll auszulasten, freut es uns, heute über eine mengenmäßig wesentliche Besserung der Absatzlage auf dem in- und ausländischen Röhrenmarkt berichten zu können. Gleichwohl ist der Wettbewerb auch jetzt noch sehr stark, vor allem, wenn es sich um interessante Geschäfte handelt, so daß wir in unseren Bemühungen, die Kundenwünsche nach wie vor prompt zu erfüllen, nicht nachlassen dürfen, zumal in einigen osteuropäischen und auch westlichen Nachbarländern Produktionsstätten für Röhren erweitert oder neu errichtet werden.

Sobald sich auf der Verkaufsseite wieder erwähnenswerte Dinge ereignen, werden wir an dieser Stelle gern darüber berichten, auch dann, wenn es sich um die Bestätigung der weiter andauernden zufriedenstellenden Beschäftigungs- und Absatzlage handelt.

Walter Wiegand



Der Mensch im sozialen Kraftfeld

Sozialpsychische Erfahrungen — Die Gruppe als Machtfaktor / Von Siegfried Stark

Es gehört heute beinahe zum guten Ton, von der Atmosphäre zu sprechen. Jeder Vorgesetzte hat in seinem Schreibtisch den Kroeber-Keneth stehen. Große Werke schulen ihre Meister in Menschenführung. Man zerbricht sich und diskutiert ganze Nächte über die mitmenschlichen Beziehungen im Betrieb. Und was ist es nun eigentlich, das viel zitierte, viel gelobte, viel geschmähte Betriebsklima? Kann es fassen, es ist irrational, eben darum läßt es sich nicht greifen, aber auch nicht zerreden. Außergewöhnliche soziale Leistungen eines Betriebes bieten einen Anreiz, aber sie entstehen nicht etwa automatisch ein gutes Betriebsklima. An seinem Zustandekommen ist vielmehr so vieles nicht Greifbare beteiligt, daß sich jedes Belegschaftsmitglied Gedanken darüber machen sollte. So viel steht jedenfalls fest, daß die Atmosphäre im Werk von jedem mitbestimmt wird, daß es echte mitmenschliche Beziehungen sind, daß seelische Stimmungen entstehen und daß es darauf ankommt, daß die, die miteinander zu tun haben, sich „auch riechen können“; denn sonst kann aus den Zellen des Betriebes, aus den Arbeitsgruppen, nichts entstehen. Und wenn die Bausteine nichts taugen, stürzt das Gebäude zusammen. Mindestens genau so wichtig aber ist der richtige Ton der Vorgesetzten. Eben weil sie den rechten Tones befleißigen wollen, haben die Chefs aller kleinen und großen Werke die betriebspsychologischen Bücher eines Kroeber-Keneth und anderer griffbereit stehen, um daraus entnehmen zu können, daß im Kasernenhofen gegebene Anordnungen nur schaden, daß die Mitarbeiter emanzipiert sind und wissen wollen, warum was geschieht und daß ausgesprochene Anerkennung Wunder wirkt. Die meisten Menschen arbeiten nicht ausschließlich des Gelderwerbs wegen, sondern sie wollen sich bestätigt wissen. Der Mensch im Betrieb nicht von Brot allein, sondern aus dem Irrationalen heraus. Wer das weiß und sich bei jedem Zusammentreffen fragt, was erwartet mein Kollege, mein Vorgesetzter, untergegebener von mir, womit kann ich ihm eine Freude machen — der arbeitet für ein gutes Betriebsklima.

Wenige Jahre nach dem ersten Weltkrieg stellte man unter den dreißigtausend Beschäftigten der Hawthorne-Werke der General Electric Company in Chicago eine ständig zunehmende Unzufriedenheit fest. Dies war um so erstaunlicher, als die Werkleitung sich um das materielle Wohl ihrer Mitarbeiter in fortschrittlicher Weise kümmerte. Es wurden Leistungsexperten hinzugezogen, die dieser schleichenden Krankheit mit Hilfe der üblichen Methoden wie häufiger Schichtwechsel, intensive Beleuchtung am Arbeitsplatz, Verlängerung oder Verlegung der Ruhepausen wirksam zu begegnen hofften. Als alle Versuche scheiterten, wandte man sich an die Fakultät für Industrieforschung an der Harvard-Universität. Einige Fachleute studierten zunächst nur die Beziehung zwischen Beleuchtung und Leistung. Sie folgten damit der üblichen Denkweise, daß der Mensch eine Art Maschine sei, die besser funktioniert, wenn die äußeren Bedingungen verbessert würden. Von hier aus ergab sich der zweite Schritt von selbst, nämlich, daß fünf etwa gleich leistungsfähige Menschen auch das Fünffache schaffen müßten, wenn sie zusammenarbeiteten. So war denn auch zu erwarten, daß von zwei Arbeitsgruppen diejenige mehr leisten müßte, die bei besseren Beleuchtungsverhältnissen ihrer Arbeit nachging. Das war tatsächlich der Fall, aber wie erstaunt war der Leiter dieser Forschungsgruppe, Prof. Elton Mayo, als ihm berichtet wurde, daß auch die Arbeitsgruppe mit der schlechteren Beleuchtung mehr leistete. Als man dann zur Kontrolle die erstgenannte Gruppe wieder unter den bisher üblichen Verhältnissen arbeiten ließ, steigerte sich die Gesamtleistung sogar noch mehr! Es mußte also eine bisher noch unentdeckte Kraft am Werk sein, die zu höheren Leistungen anspornte. In den berühmt gewordenen Hawthorne-Experimenten sollte Prof. Mayo diese so mächtige Unbekannte entdecken und erforschen.

Die Prüfer wählten zwei Arbeiterinnen aus und forderten sie auf, sich mit weiteren Mitarbeiterinnen zu einer Gruppe zusammenzutun. Fünf Jahre lang wurden diese Mädchen, welche die Aufgabe hatten, elektromagnetische Relais für Telefonapparate zu montieren, beobachtet. Die Bedingungen, unter denen sie tätig waren, wurden variiert und jeweils mehrere Wochen lang beibehalten.

Es wurden z. B. verschiedene lange Pausen gemacht, es wurde früher mit der Arbeit aufgehört, und es wurde im Akkord gearbeitet. Zuletzt hob man sämtliche Verbesserungen auf. Es gab keine kostenfreien Mahlzeiten mehr, keine Ruhepausen, kein Stücklohn, und die Arbeiterinnen mußten wie zu Beginn des Experiments samstags arbeiten. Dennoch lieferte diese Gruppe wöchentlich durchschnittlich ein Viertel montierte Apparate mehr ab als je zuvor, ohne daß sie angetrieben worden wären. Im Gegenteil, man gewährte der „Test-Gruppe“ beträchtlichen Spielraum, fragte sie um Rat und hörte sich ihre Klagen an. Man erlaubte jeder Arbeiterin, bei der Zusammensetzung der Einzelteile nach eigenem Gutdünken zu verfahren, den für sie besten Bewegungsablauf herauszufinden. Ärztliche Untersuchungen ergaben wider Erwarten, daß die Mädchen trotz erheblicher verbesserter Leistung nicht rascher ermüdeten. Das entschuldigte oder unentschuldigte Fernbleiben vom Arbeitsplatz verringerte sich um achtzig Prozent.

Diese und andere Experimente Prof. Mayos lassen erkennen, daß der einzelne in der Gruppe ein anderer ist, und daß die Gruppe eine natürliche Lebensform darstellt, nach der die meisten Individuen streben. Hier wollen fundamentale psychische Bedürfnisse, sich dem anderen in den verschiedensten Arten mitzuteilen, bestätigt zu werden, Verständnis und Geborgenheit zu finden, befriedigt werden.

Es gibt zwar Menschen, die sich am liebsten mit sich selber unterhalten, die einem Gesprächspartner, der ihnen manches abverlangen könnte, aus dem Wege gehen und sich mit dem eigenen Spiegelbild begnügen. Sie haben an jedem etwas auszusetzen; der eine Mitarbeiter ist ihnen zu laut, der andere zu ruhig, der dritte zu eingebildet und der vierte zu einem vernünftigen Gespräch nach ihrer Meinung einfach unfähig. Bindungen und Verpflichtungen sind ihnen ein Greuel. Sie haben des öfteren auch sonst Schwierigkeiten, mit der Umwelt ins Gespräch zu kommen. Sie werden nirgends, und schon gar nicht in einer Gemeinschaft warm. Die meisten Menschen jedoch suchen, einem mächtigen und natürlichen Triebe folgend den anderen, das DU und das WIR.

Schon das Kleinkind spürt das Verlangen, mit einem anderen, oft ihm völlig fremden Kinde, im Sandkasten zusammenzuspielen. Es reicht dem Gegenüber den Eimer, nimmt sich vielleicht den schönen bunten Ball des Spielgefährten und freut sich an diesem scheinbar wenig sinnvollen Tun. Solche Begegnungen währen nur kurze Zeit, aber wer Kinder kennt, der weiß, daß eine solche alltägliche Begegnung für das Kind zum Erlebnis werden kann, von dem es noch nach Stunden oder gar Tagen spricht. Wer hat noch nie das so erfrischende Bild gesehen, wenn der eine kleine Knirps etwas macht und drei oder vier andere staunend und entzückt seinen „Vorführungen“ folgen, wenn ein Fünfjähriger „Anordnungen“ erteilt und die anderen sich beeilen, sie auszuführen, ohne daß man hier von einem „Kadavergehorsam“ sprechen könnte, wenn die Schulanfänger über ein Kind, das Grimassen schneidet, herzlich lachen und einer den anderen „ansteckt“? Sicher, die Sechsjährigen bilden bei Schulbeginn nur eine — allerdings sehr lebendige — Masse, werden zum Haufen, bald aber kristallisieren sich Gruppen und Grüppchen heraus, die oft noch zufällig entstehen. Erst die Acht- bis Neunjährigen sind „gruppenreif“; man geht gemeinsam nach Hause und wartet auf einen; man trifft sich nach den Schularbeiten, um eine andere „Bande“ zu bekämpfen. Allmählich wachsen sie alle zusammen und finden es langweilig, wenn die Eltern ihnen mal „Ausgehverbot“ erteilen. Sie freuen sich, wenn sie zusammen sein dürfen. Ohne große Diskussionen hat sich im Verlauf der Zeit eine Ordnung entwickelt. Wer die Regeln nicht einhält, wird ausge-

geschlossen. Oft wird als Zeichen der gemeinsamen Verbundenheit ein Abzeichen getragen. Der Gruppenführer nimmt eine beherrschende Stellung ein, aber er ist wie bei jugendlichen und erwachsenen Gruppenbildungen nur der Vollstrecker des gemeinsamen Willens, der Hüter der zahlreichen ungeschriebenen Gesetze, die ihnen das charakteristische Gepräge geben. Diese Gruppen sind eine Macht, welche die Betriebsleitung nicht ignorieren darf. Jeder Versuch, sie auseinanderzureißen, wird auf heftigsten Widerstand der gesamten Gruppe stoßen.

Die echte, auch informelle Gruppe genannt, kann quer durch den Betrieb gehen, weshalb es sehr schwer ist, sie zu erkennen. Für sie ist typisch, daß sich ihre Mitglieder freiwillig zusammenschließen, meist aufgrund gemeinsamer Interessen und Gefühle. Nicht alle Kontakte zwischen den einzelnen sind verstandesmäßig zu erfassen. Man fühlt sich zum anderen hingezogen, obgleich er einem vielleicht intellektuell nicht gewachsen ist. Man fühlt sich dort wohl, und man möchte diese Verbindung nicht aufgeben. Aber solch ein freiwilliger Zusammenschluß bedeutet noch lange nicht, daß er „ewig“ weiterbesteht. Es kann zu heftigen inneren Auseinandersetzungen kommen, von denen der Außenstehende wohl etwas merkt, deren Beweggründe er jedoch oft nicht kennt. Auch die „informelle“ Gruppe kann wie die Kindergruppe ihren Star haben, und es herrschen dort ganz bestimmte „Machtverhältnisse“; aber es gibt auch Gruppenbildungen, in denen keine beherrschende Figur vorhanden ist und die dennoch wie Pech und Schwefel zusammenhalten. Wenn ein anderer versucht, in diesen kleinen Kreis einzudringen, so wird er meistens abgewiesen, oder aber es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen, die unter Umständen die bislang vorhandene Geschlossenheit der Gruppe sprengen, so daß sie sich auflöst. Solche spannungsgeladenen, krisenreichen, internen Vorgänge wirken sich auf die Leistungen der einzelnen Mitglieder oder auch auf die gesamte Gruppe nachhaltig aus. Wie kann man aber erkennen, ob es sich um eine Gruppe oder vielleicht nur um einen „Haufen“ handelt?

Seit einiger Zeit bedient man sich in der Schule, auch in anderen Bildungs-

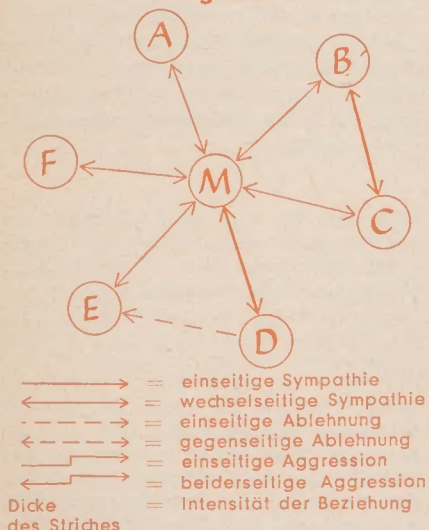
Der Mann im häuslichen Kraftfeld



... du nimmst 3 Eier, 125 Gramm Zucker, drei Viertel Pfund Mehl und rührst gut durcheinander ...

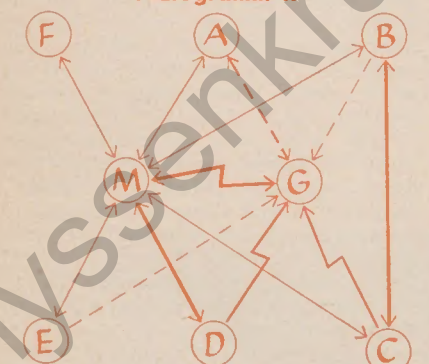
stätten, in wachsendem Maße auch in Betrieben, einer besonderen Methode, mit deren Hilfe man die Gruppe, deren Kräfteverhältnisse und auch ihren „Entwicklungsstand“ erforschen kann. Dieses Hilfsmittel ist das von Dr. Moreno vor etwa dreißig Jahren entwickelte Soziogramm. Man fragt z.B., neben wem der einzelne in einem mehrwöchig stattfindenden Fachlehrgang sitzen, mit wem er über bestimmte Fragen diskutieren möchte usw. Der schriftlich und

Soziogramm I



anonym Befragte hat also eine Wahl zu treffen, sich für den, der ihm angenehm, interessant und sympathisch erscheint, zu entscheiden. Über ein solches Kräfteverhältnis gibt das Soziogramm Auskunft. Es handelt sich dabei um die „Aufnahme“ einer sechsköpfigen Arbeitsgruppe, die im Verlauf der Zeit zu einer echten Gruppe zusammengewachsen war. Die Verhältnisse sind hier eindeutig und leicht überschaubar. Der „Star“ — mit „M“ gekennzeichnet — fungiert als eine Art „Zentrale“, über die alle Verbindungen laufen. Alle sind auf ihn, einen besonnenen vierzigjäh-

Soziogramm II



Unter dem Eindruck des „Eindringlings G“ gibt „D“ die Ablehnung gegen „E“ auf; beide wenden sich nun gegen „G“.

rigen Mann „ausgerichtet“, der fachlich und charakterlich auch von seinen Vorgesetzten hoch eingeschätzt wird. In brenzlichen Situationen setzt er sich für sie ein.

Nicht so einfach liegen die Dinge in einem anderen Falle, wie aus dem Soziogramm II zu ersehen ist. Als der „Gruppenführer“ ernstlich erkrankt und der Abteilungsleiter ohne Rücksicht auf die bestehende Ordnung einen

Außenstehenden der Gruppe zuteilt, knistert es im Gebälk. Der Vorarbeiter („L“), der zwar ein tüchtiger Fachmann ist, wird von der Mehrzahl der übrigen Gruppenmitglieder (6) abgelehnt. Wie sich herausstellte, arbeitete er erst seit einigen Monaten im Betrieb, war recht ehrgeizig und nahm alle Mittel in Anspruch, um andere „auszustechen“, gehörte dem Typ des „Radfahrers“ an, der sich von oben treten läßt und „nach unten“ tritt, der vor dem Vorgesetzten gern diener, um etwas zu erreichen. Die Leistung der Gruppe, die sich in innerem Aufruhr befand, fiel rapide. Es kam zu Reibereien und Sticheleien, und als der Vorarbeiter sich mit Macht durchsetzen wollte, stieß er auf energischen Widerstand. Es kam so weit, daß der Vorarbeiter vom Abteilungsleiter an einen anderen Arbeitsplatz versetzt werden mußte.

Der Meister eines eisenverarbeitenden Betriebes sollte eine Arbeitsgruppe zusammenstellen, die etliche Tage lang Aufräumarbeiten, eine sicher nicht beliebte Tätigkeit, zu leisten hatte. Er dachte sofort an den Kollegen A., der sich immer vor der Arbeit zu drücken suchte, an den vornehm tuenden P., an den ewig unzufriedenen und nörgelnden K. und einige andere Arbeiter, die ihm unangenehm aufgefallen waren. Ganz sicher wollte er damit nicht eine bisher unbezahlte Rechnung begleichen, ganz sicher hatte er nicht die Absicht, ihnen damit seine Macht zu demonstrieren. Er verfolgte damit in erster Linie ein arbeitspädagogisches Ziel, hoffte, sie günstig zu beeinflussen. Aber recht bald mußte er feststellen, daß es mit dem „zusammengewürfelten Haufen“ nicht klappen wollte, der Vorarbeiter, ein schnell und gut arbeitender, sehr zurückhaltender Mensch war nicht in der Lage, diese Arbeitsgruppe zu dirigieren. Jeder einzelne fühlte sich „strafversetzt“. Der eine war empört, daß er ausgerechnet mit dem notorischen Drückeberger zusammenarbeiten sollte, der andere fühlte sich — wie immer — zurückgesetzt, und noch ein anderer meinte, daß er für eine solche „Dreckarbeit“ nicht ausgebildet sei, daß er eine seinen Leistungen entsprechende Arbeit beanspruchen könne. Von der grundsätzlich falschen Einstellung zur Arbeit, die aus solchen Äußerungen und Verhaltensweisen spricht, soll erst gar nicht gesprochen werden. Fest steht, daß hier eine Gruppe ohne Rücksicht auf die Eigenarten des Individuums zusammengestellt wurde.

Dies geht in der Regel nicht gut, denn man muß auch bei einer von manchen vielleicht als nebensächlich und unwichtig empfundenen Arbeit eine sorgfältige Auswahl treffen. So wird es z.B. auch erhebliche Spannungen geben, wenn in einer sechsköpfigen Arbeitsgruppe vier junge und zwei ältere Mitarbeiter stehen. Das „Mischungsverhältnis“ ist hier ungünstig; das umgekehrte Verhältnis wäre eine ebenso negative Lösung. Auch führt es zu Reibereien und damit zu einer Leistungsminderung, wenn charakterlich extreme Naturen oder Menschen, die sich auch sonst nicht „riechen“ können, in einer Arbeitsgruppe vereinigt werden.

Wo Streit, Ärger und Konflikte an der Tagesordnung sind, wird sich niemand auf die Dauer wohl fühlen; dort wird

auch niemand für den anderen eintreten und schon bei geringen Belastungen wird es zu „Explosionen“ kommen. Unruhe, Unzufriedenheit, mißmutige Stimmung, Gleichgültigkeit und Angriffslust werden unter Umständen auch auf den gesamten Betrieb übergreifen und das erstrebte Gleichgewicht empfindlich stören.

Nicht nur Soziologen sind der Ansicht, daß die Arbeit Gruppentätigkeit ist. Befragungen von Arbeitern und Angestellten der verschiedenartigsten Betriebe des In- und Auslandes haben ergeben, daß etwa sechzig Prozent die kleine Gruppe bevorzugen, die aus zehn, höchstens zwanzig Mitarbeitern besteht, während nur vier Prozent allein arbeiten möchten.

Die echten Kontakte der Gruppenmitglieder untereinander, die in gegenseitiger Hilfe, Anteilnahme an besonderen familiären Ereignissen, Absprachen über Arbeitsverhalten, im „Miteinander“ bestehen, führen bei seelisch gesunden Menschen zu einem Verhalten, das die betrieblichen Interessen stützt, die mitmenschlichen Beziehungen, von denen heute so viel die Rede ist, vertieft, den einzelnen zufriedener, in seinem ganzen Wesen beständiger macht. Allerdings wäre es auch falsch, von der echten Gruppe alles, in jedem Falle eine Leistungssteigerung, zu erwarten. Es wäre auch illusorisch, zu denken, daß man nur nach dem bewährten Rezept „man nehme“ — z.B. einige charakterlich einwandfreie und fachlich qualifizierte Arbeitnehmer — zu verfahren braucht, um eine harmonische und leistungsfähige Arbeitsgruppe zu erhalten.

Die informelle Gruppe kann schon gar nicht „angeordnet“ oder ihr befohlen werden, genau so wenig, wie man etwa von Staats wegen bestimmen kann, was die Familie zu tun, wie sie sich zu verhalten habe, denn auch sie ist eine echte Gruppe, die sich jedem Eingriff von außen widersetzt.

In jedem Betriebe gibt es eine große Zahl natürlich gewachsener Gruppen. Ihre Existenz wird durch vier „Grundgesetze“ garantiert: Du sollst nicht zu viel, und Du sollst nicht zu wenig leisten, Du sollst Deinen Nebenmann niemals versetzen, Du sollst Dich nicht für etwas Besseres halten und Dich nicht wichtig machen. Gott sei Dank sind die meisten Menschen gruppenfähig, handelt es sich nun um die von innen heraus gewachsene, informelle Gruppe oder um den von außen her herbeigeführten Zusammenschluß etwa einer Arbeitskolonne. Schon diese Tatsache demonstriert die Bedeutung der nach Verwirklichung drängenden sozialen Kräfte. Sie kommen dem Unternehmer wie dem Betrieb als Ganzes entgegen, bilden ein sicher tragendes Fundament, da sie den einzelnen zur Einordnung und Unterordnung führen und befähigen, so daß damit ein bestmögliches Zusammenwirken im Hinblick auf das gemeinsame Ziel, die existenzielle Sicherung, erreicht wird. Darüber hinaus stärken sie Selbstverantwortung, Selbstentscheidung und Selbstdisziplin, ermöglichen die Entfaltung der höheren geistigen und sozialen Strebungen und tragen damit entscheidend dazu bei, daß der Mensch in seinem Beruf mehr sieht als die Möglichkeit, Geld zu verdienen.

40 jähriges Jubiläum

UNSERE JUBILARE



Heinrich Funke

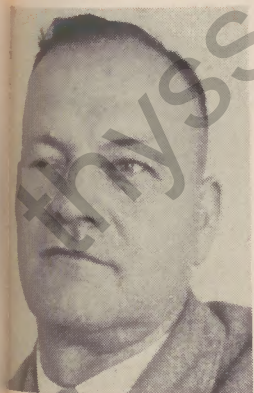
Vorarbeiter in der Presserei
Eintrittsdatum: 7. 10. 19



Karl Wiertz

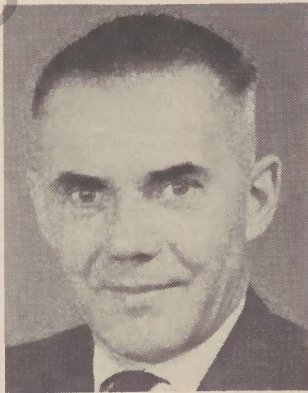
Meister in der Presserei
Eintrittsdatum: 23. 10. 19

35 jähriges Jubiläum



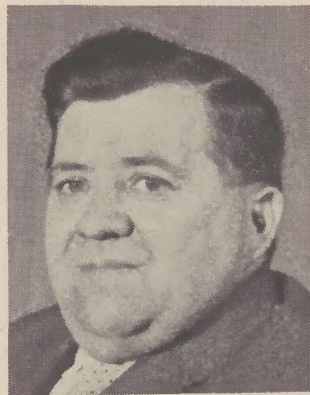
Adalbert Würde

von RK I Reisholz
Eintrittsdatum: 10. 12. 26—
28. 8. 30, 22. 3. 34—21. 9. 45,
30. 12. 49



Sebastian Oswald

Wieger im Martinwerk
Eintrittsdatum: 2. 10. 34



Albert Litjens

Dreher in Oberbilk
Eintrittsdatum: 15. 10. 34

15 jähriges Jubiläum



Maria Beiler

Küchenhilfe in Reisholz
Eintrittsdatum: 2. 10. 44

Es hat sich herum-gesprochen...

So sah es aus, das langgestreckte Gebäude, als es noch nicht Lehrwerkstatt war



... daß im Werk Reisholz an der Oberheider Straße ein altes Gebäude auf neu frisiert wird. Auf der Straße, die zum Elektrostahlwerk führt, stehen Leitern. Ein Maler streicht die Fenster- rahmen. Maurer schleppen Zement. Fußplattenverleger — sogar eine Frau ist darunter — legen einen festen Holz- fußboden. Installateure arbeiten an Lei- tungen. Das Haus bietet durch den hel- len Anstrich bereits einen erfreulichen Anblick. Wer um das Gebäude geht und von „hintenherum“ hereinspaziert, der steht in der Stoßdämpferabteilung, im Rohrbogenbetrieb oder in der Muf- fenfertigung. Annähernd siebzig Mann haben hier einen besseren, einen sau- beren Arbeitsplatz bekommen. Was da auf dem ehemaligen Schießgelände, in einer leerstehenden Fabrikhalle ent- steht, ist schon lange kein Geheimnis

mehr: das Weihnachtsgeschenk der Ge- schäftsleitung für Lehrlinge und Aus- bilder — die Lehrwerkstatt und die Unterrichtsräume für gewerbliche und kaufmännische Lehrlinge. Seit Februar rinnt der Schweiß von der Stirne heiß. Im Dezember soll Einzug gefeiert wer- den. Wenn dann die Lampen hell in einen dunklen Wintertag leuchten, wird das Herz der Elektriker-Lehrlinge des zweiten und dritten Lehrjahres klopfen. Sie waren es, die die gesamte elek- trische Installation in „ihrem“ Haus un- ter fachmännischer Anleitung durch- führten. Voller Begeisterung sagte neu- lich einer: „Am liebsten würde ich in der neuen Lehrwerkstatt meine Lehre nochmal beginnen.“ Wer sich in dem neuen Gebäude umgesehen hat, denkt wie er: Da ist die lange Werkhalle, der freundliche Frühstücksraum, der große

Wasch- und Duschraum, der geräumige Umkleideraum und die sauberen Toi- letten.

Im April werden „Neue“ einziehen. Sie brauchen sich nicht mehr in engen dunklen Räumen auf die Füße zu treten. Sie dürfen gleich in den weiten hel- len Hallen arbeiten: „Am liebsten würde ich in der neuen Lehrwerkstatt meine Lehre nochmal beginnen“, sagte der junge Kollege. Nun, sie dürfen sie beginnen. Die Lohnbüros in Reisholz und Oberbilk nehmen bereits Bewer- bungen entgegen. Die Abteilung Aus- bildung bittet die Redaktion um nach- stehende Veröffentlichung:

**AN ALLE WERKANGEHÖRIGEN,
DEREN KINDER OSTERN 1960
DIE SCHULE VERLASSEN**

Genau wie in den letzten Jahren, stel- len wir auch diesmal nur die Anzahl von Lehrlingen ein, die wir voraussicht-

lich nach Abschluß der Lehre im eigen- en Werk aufnehmen können. Da die Zahl der Lehrstellenbewerber erfah- rungsgemäß größer ist als die Zahl der offenen Lehrstellen, wird von uns eine Auswahl getroffen. Bei gleichen Lei- stungen erhalten die Kinder der Werk- angehörigen den Vorzug.

Ab sofort nehmen die Lohnbüros Reis- holz und Oberbilk Bewerbungen für folgende Berufe entgegen:

Maschinenschlosser, Starkstromelektri- ker, Schmelzschweißer, Schmied, Dre- her, Universalfräser, Universalhobler, Waagrechtbohrer, Werkstoffprüfer, technischer Zeichner, Chemielaborant, Physikalaborant, Wärmestellengehilfe. Bewerbungen für die kaufmännischen Berufe Industriekaufmann und Büro- gehilfen sind umgehend an die Perso- nalabteilung zu richten.

Zwei Frauen verwalten die Bücher der Hohen Behörde

Die Pariserin Madeleine und die Frank- furterin Ursula regieren über 18 000 Bände; es sind nicht nur Bücher über Kohle und Stahl, sondern auch bedeu- tende Werke aus Wirtschaft und Politik, die diese europäische Bibliothek der Hohen Behörde der Europäischen Ge- meinschaft für Kohle und Stahl in Luxemburg umfaßt. Seit fünf Jahren arbeiten die beiden Bibliothekarinnen zusammen mit vier luxemburgischen Mitarbeitern am Aufbau dieses vor- bildlichen Gemeinschaftswerkes, das außerdem noch 2500 Zeitschriften mit Verlagsorten in den sechs west- europäischen Ländern sowie in Eng- land, USA und einigen Oststaaten registriert und auswertet.

Die Leiterin Madeleine, eine in Wien geborene Französin, bringt besondere Erfahrungen für die Verwaltung einer europäischen Bibliothek mit: vorher war sie Bibliothekarin bei der OEEC (Organization for European Economic Cooperation — Organisation für Euro- päische wirtschaftliche Zusammenarbeit) in Paris. Das Philosophiestudium in AIX-en-Provence und die folgende Übersetzerstätigkeit kommen ihrem heu- tigen Beruf zugute, der als einer der idealen Frauenberufe bezeichnet wer- den kann. Ihre Stellvertreterin Ursula kam nach dem Abitur und der Aus- bildung als Bibliothekarin in die Presse- abteilung des Auswärtigen Amtes der Weimarer Republik. Zwischendurch war sie an der Gesandtschaft in Helsinki. Die europäische Atmosphäre und die gute Kameradschaft bilden das Fundament der europäischen Zusammenarbeit. Da die meisten Beamten zwei Sprachen perfekt beherrschen, gibt es keine äußeren Hindernisse. Und eine europäische Bibliothek bietet die beste Möglichkeit für Begegnung und geistigen Aus- tausch zwischen den Völkern der neuen Gemeinschaft.

Die Bibliothek der Hohen Behörde arbeitet nach dem bewährten OEEC- System „Bibliothek-Bibliothèque-Biblio- teca-Bibliothek“. Diese viersprachige Aufschrift (deutsch, französisch, italie- nisch und niederländisch) steht am Kopf der amtlichen Formulare. Hier verwen- det man zur Vereinfachung der Hand- habung bei den Kartothek-Karten fast sämtliche Farben des Spektrums: das alphabetische Titelverzeichnis in Blau, die Autoren in Rot, die Buchreihen in Weiß, die Behörden und Organisationen in Hellgrün, die numerische Kartei in Orange, die Länder in Gelb usw. Wäh- rend wir die fein ausgeklügelte Organi- sation und Katalogisierung bewundern, meldet sich am Telefon ein Mitglied der Hohen Behörde: „Ich möchte die „Grundprobleme des internationalen

Wirtschaftsrechtes“. Aus dem Katalog geht hervor, daß diese Arbeit in Band 15, Jahrgang 1956, der Göttinger Rechts- wissenschaftlichen Studien erschienen ist. In wenigen Minuten ist diese Schrift greifbar, in die Ausleihkartei ein- getragen und dem Beamten zugeleitet. Im Juli bestanden übrigens die ersten Abiturienten der „Europaschule“ ihr Abitur. Es sind Söhne und Töchter von Beamten der Hohen Behörde. Eine Düsseldorferin ist auch dabei. Auch dieses Experiment darf also als gelun- gen betrachtet werden. Der Abschluß, eine Mischung aus französischen und deutschen Elementen, berechtigt zum Studium an europäischen Universitäten. Der Sprachenzug der Primaner wurde in Deutsch, Englisch, Französisch, Italie- nisch und Latein geprüft. Ein ver- heißungsvoller Beginn! Mehrere junge Damen wollen Bibliothekarin werden.

Da kommt eine Sekretärin aus der Abteilung für Arbeitsfragen, um für ihren Chef aktuelle Literatur über das Problem der Freizügigkeit der Montan- arbeiter in den Ländern der Gemein- schaft zu holen. Über dieses Gebiet sind bereits über 60 Schriften verfügbar, vom diesbezüglichen Heft der Schriften- reihe des Institutes für Weltwirtschaft in Kiel bis zur Monographie des fran- zösischen Wirtschaftsschriftstellers Alain Girard. Zu den Werken, die in mehrfacher (bis zur sechzehnfachen) Ausfertigung vorhanden sind, gehört auch Ludwig Erhards „Wohlstand für alle“. Sollte sich ein gewünschter Titel noch nicht im „Bestand“ befinden, so wird ein Anschaffungsantrag ausge- stellt. In jedem Land der Montanunion ist für die Bibliothek ein Vertreter tätig, der binnen kurzer Zeit die angefor- derten Bücher erwirbt. Die Zahl der Neu- anschaffungen beträgt im Monatsdurch- schnitt etwa 100 Titel. Die maßgebenden Zeitschriften der Kohle- und Stahl- industrie sowie die Gesetzblätter der sechs westeuropäischen Staaten wer- den gebunden. Sie stehen den Inter- essenten als Handbücher zur Ver- fügung.

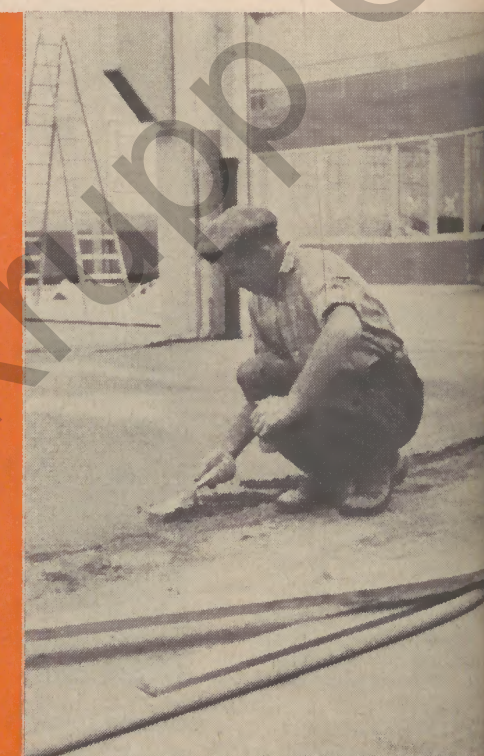
„Der Kunde ist auch bei uns König“, sagt die Chefbibliothekarin. Nahezu sämtliche Universitäten der westlichen Welt bitten um bibliothekarische Aus- künfte. Dozenten und Doktoranden erhalten auf Wunsch Fotokopien ganzer Schriften. Im Lesesaal, wo die bedeu- tenden Nachschlagewerke ausliegen, treffen wir einen Studenten aus Köln, der Unterlagen für seine Diplomarbeit über die Zusammenarbeit der Organe der Montanunion zusammenstellt. Er findet anerkennende Worte für die Hilfsbereitschaft und den europäischen Geist, dem er in Luxemburg nicht nur in der Bibliothek begegnet.



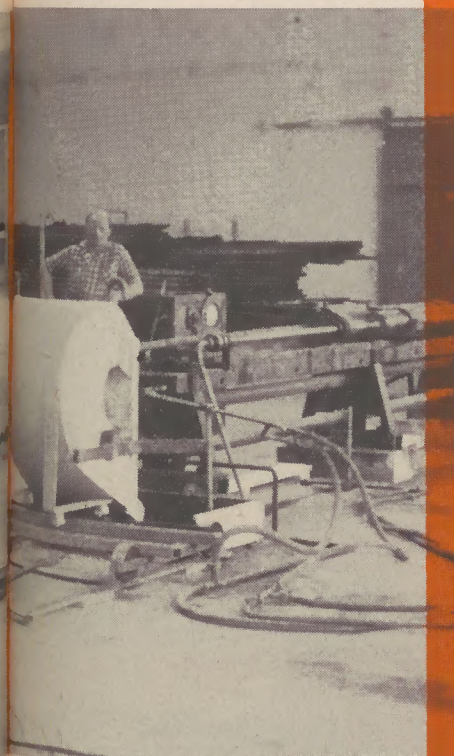
Jetzt arbeitet der Fliesenleger



... der Anstreicher



... der Maurer in der großen Halle.



Die Stoßdämpferabteilung neben der Lehrwerkstatt ist schon eingezogen
Fotos: Heinz Müller

Aus unserer Werkbücherei

Monika Brass (Hrsg.): **Frauenherzen — Frauenhände.** Das Buch großer Frauengestalten. — Stuttgart: Union Verlag. 298 Seiten. Leinen.

Der Union Verlag ist einer der wenigen Verlage, der Mädchenbücher herausbringt wie sie sein sollen, dessen Bücher nicht nur vorbildlich, sondern wegweisend sind. Der Rezensent sagt das selbst auf die Gefahr hin, daß man seine Worte als oberflächlich oder übertriebene Lobhudelei ablehnt. Das hier vorliegende Werk steht in der Reihe der ausgewählten Verlagsobjekte wiederum an der Spitze. Auf durchschnittlich je dreißig Seiten stellt Monika Brass zwölf außergewöhnliche Frauen vor. Und wie sie das macht! Selbst Leser, die meinen, ein „besseres Schulbuch“ zu bekommen und sich vor einem freundlich, aber unübersehbar ausgestreckten Zeigefinger scheuen, werden — ob sie wollen oder nicht — gefesselt. Das ist toller als der tollste Abenteuer-Roman! Zudem: Wer weiß wirklich, wer Bertha von Suttner war? Von ihrem Buch „Die Waffen nieder“ hat man gehört. Doch was bedeutet das schon? Gewiß, 1889 erregte es Aufsehen. 1905 erhielt Bertha von Suttner den Friedensnobelpreis. Aber, wer weiß heute wirklich etwas von ihr? Man lächelt gar über den süßlichen, pathetischen Stil ihrer Schriften. Hier, auf diesen wenigen Seiten, erfährt der Leser nicht nur die äußeren Daten der Komteß Kinsky, die für sich allein schon Stoff zu einem „Roman“ liefern, sondern er wird Zeuge eines ungewöhnlichen geistigen Abenteuers. Das gleiche gilt für Helene Lange. Das ist keine verschrobene Frauenrechtlerin und verknöcherte Lehrerin, die 1887 dem Preußischen Kultusministerium mit ihrer Denkschrift über die Neuordnung des Mädchenschulwesens aus Opposition eine harte Nuß zu knacken gibt, sondern eine glühende, eine leidende Frau, die die Menschen genau so liebt wie die Wissenschaft. Die Wissenschaft lieben — hier so etwas „schrecklich Unweibliches“ wie die Mathematik — das gilt vor allen Dingen für Sonja Kowalewski. Diese Russin war ein mathematisches Genie — und eine charmante liebende Frau und Mutter. Wer weiß von ihr? Keiner! Wer hat von Alice Hamilton gehört, Mathilda Wrede, Katharina Gerö? Dieses Buch ist nicht nur für Mädchen ab 14 eine aufwühlende Lektüre, sondern auch für Frauen und Männer.

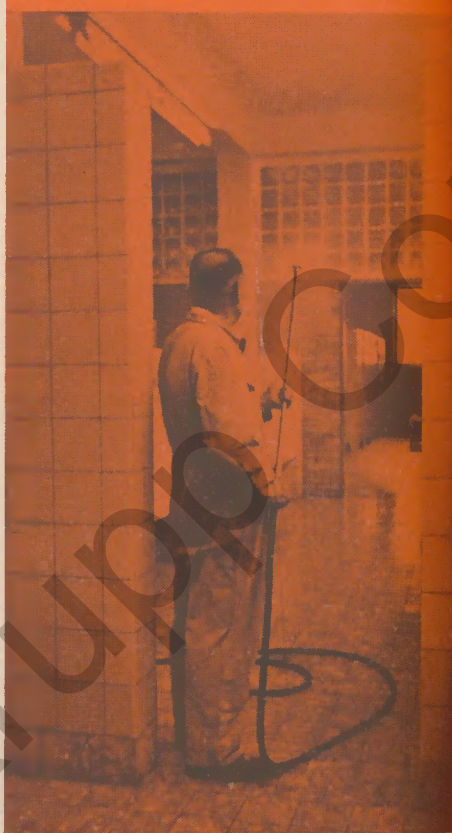
Evelyn M. Duvall: **Verliebt ist nicht verheiratet.** — Köln: Bartmann-Verlag. — Leinen, 250 Seiten.

Dieses Buch wurde aus dem Amerikanischen übersetzt. Dort gab es der Christliche Verein Junger Männer heraus (CVJM/YMCA). Es ist offen und ehrlich geschrieben und möchte junge Mädchen und junge Männer in verständnisvoller und ehrfürchtiger Weise über die geheimnisvollen Vorgänge im reifenden menschlichen Körper aufklären. Das Buch darf unbesorgt auch kindlichen Jugendlichen in die Hand gegeben werden. Ältere werden allerdings größeren Gewinn haben. Gut in seiner Ausführlichkeit, Schlichtheit und bewundernden Ehrfurcht sind die ersten Kapitel „Wenn das Mädchen Frau wird“, „Wenn der Junge ein Mann wird“, „Woher die Kinder kommen“ und „Geschlecht: Geschenk und Schwierigkeit“. Das sind Dinge, die in einer beglückenden Natürlichkeit gesehen werden. Sie fällt besonders dem auf, der von Berufs wegen lebenskundliche Schriften miteinander vergleicht. Viele verbergen beabsichtigt oder unbeabsichtigt einen gewissen sexuellen Kitzel zwischen ihren Zeilen. Andere sind dermaßen straff in eine vorgegebene Weltanschauung gepreßt, daß sie zu keiner objektiven Betrachtung kommen können. Hier aber ist ein Ringen nach Freiheit in Gebundenheit zu spüren, was sich dem Leser unbedingt mitteilt. Und dennoch muß solch ein Buch ein Hilfsmittel bleiben; denn die natürlichen „Aufklärer“ der Kinder sollten die Eltern sein. Ein gesprochenes Wort, selbst ein ungeschicktes, aber von Bemühungen um Wahrheit, Verständnis und Liebe getragenes übertrifft das beste Buch. So ist zu hoffen, daß das Bändchen aufgeschlossenen, aber nicht ganz unwissenden Lesern in die Hand kommt, die sich auch nicht an einigen (vermutlichen) Ungenauigkeiten der Übersetzung stoßen und an Worterschöpfungen wie „Schöpferigkeit“ (S. 63) und Satzfolgen wie S. 53: „Den Alkohol zu meistern, kann für keinen jungen Menschen eine Schwierigkeit bedeuten. Bringt er das fertig, gelingt ihm auch Schwereres.“ (??) Der Leser wird schmunzeln, wenn er im Zeitalter der Chemie liest, daß junge Mädchen die Haare in den Achselhöhlen unbesorgt ausrasieren können. Jedes Kind weiß, daß die moderne Frau leicht anzuwendende unschädliche Cremes benutzt. Doch das sind Kleinigkei-

OBERN LIEGEN DIE ATOME



In einem Waschraum in Oberbilk



Die Arbeit und das Waschen machen Spaß ...

UND DANN UNTEN LIEGEN WIR

Alle Jahre wieder feiern wir am Niederrhein den Martinstag. Dafür hauchen zahlreiche Vögel ihr Leben aus. Sie haben die Genugtuung, als Martinsgänse auf den festlich geschmückten Tisch zu kommen. Am Martinstag gehen die Kinder mit Laternen durch den dunklen Novemberabend und sammeln (möglichst viele) Klümchen. Die Größeren singen: „... hier wohnt ein reicher Mann, der uns vieles geben kann ...“, die Kleinen: „Oben leuchten die Sterne und unten da leuchten wir“. In Abwandlung des alten Kinderliedes reimte ich still vor mich hin: Oben da fliegen Atome und unten da fliegen wir. Mit „unten da fliegen wir“ versetzte ich mich in die Lage einer Bakterie — stimmt das? — gewöhnlich reden die Menschen von „den Bakterien“. Anscheinend schätzen (oder fürchten) sie die kleinen Lebewesen ausschließlich in der Mehrzahl.

Ja, man stelle sich also vor, ich sei ein Bakterium — ein Stäbchen — und flöge munter durch die Gegend. Wenn ich in die Waschräume des Stahl- und Röhrenwerks käme, dann wäre ich gar nicht mehr so munter. Da ginge es mir viel mehr an den nicht vorhandenen Kragen. In Reisholz und Oberbilk treibt ein Mensch mit diversen Sprühhapparat sein Wesen. Als Bakterium sollte ich eigentlich sagen: Unwesen. Den Desinfektionsapparaten entströmt eine unerquicklich heiße Flüssigkeit. 180 Grad Celsius mögen die zähesten Krankheits-erreger nicht. Außerdem mischen die Apparate ihre verschiedenen Säfte automatisch. Ach, diese raffinierten Menschen: Nicht nur uns Kleinstlebewesen, uns Pilzen, wollen sie etwas, sondern auch so großen und dem Menschenauge sichtbaren Tieren wie Ameisen, Motten, Mücken, auch Heimchen, Kakerlaken und ähnlichem Getier. Es ist schon eine böse Erde, auf der nicht einmal mehr eine ehrliche Mücke ihr Brot, lies Blut, bei den sich waschenden Männern findet! Genau so schlecht werden Fußpilze behandelt. Solch ein Spaltpilz, dem es zwischen feuchten Holz und noch mehr zwischen feuchtwarmen und unsauberen Menschenzehen gefällt, hatte vor wenigen Jahren ein immerhin ganz erträgliches Leben in Oberbilk und Reisholz. Nicht, daß sich die Männer nicht gewaschen hätten, aber vielleicht trugen sie Perlonsocken. Und Chemiefasern behindern nun einmal die

natürliche Atmung der geplagten Füße statt sie zu fördern. Fördern aber tun sie Socken aus Schafwolle. Vielleicht haben die Männer nun schafwollene angelegt. Empfohlen worden ist es oft. Bestimmt betätigen alle Sauberkeits- und Gesundheitsfanatiker regelmäßig die Fußduschen. Heraus sprüht der Bak-



... in einem modernen und hygienischen Waschraum ...



... wie dem des Elektrostahlwerks Reisholz

terienfamilie feindlich gesinnter feiner Regen besonderer Art. Der Hauptgrund für das nahezu völlige Verschwinden der Quälgeister ist aber wohl der, daß es in unserem Werk seit annähernd zwei Jahren einen hauptamtlichen Desinfektor gibt. Er ist gebürtiger Leipziger. Man hört es. Awer warum soll er sich seiner Heimatstadt schämen? Jedenfalls ist er tüchtig. Nach zwei Jahren läßt sich so etwas beurteilen. Die Heimchen, die Mäuse, die Ratten — und die Fußpilze — können ein Liedchen davon singen.

Ach, ich armer, letzter, übriggebliebener Bazillus möchte auch gern noch einmal zu Wort kommen. Im Winter geht es mir nämlich noch schlechter als im Sommer oder Herbst. Da erfriere ich. Manches Mal bin ich allerdings nur scheinot. Im Frühjahr erwache ich dann zu neuem Leben und ver helfe den Menschen zu allerhand Wehwehchen — und wenn es nur ein Schnupfen ist. Falls in Waschräumen und Toiletten allerdings weiterhin so gesprüht und gesprüht wird, sehe ich schwarz für die letzten meiner Art. Dann singt keiner mehr „oben fliegen die Atome (natürlich fliegen die auch unten!) und unten da fliegen wir“. Wie gesagt, wenn das mit dem Desinfektor so weiter geht, dann ist von uns Bakterien bald keiner mehr übrig, vorausgesetzt der Pitter, der Hein und der Döres helfen mit. ul



Aber selbst wenn eine Toilette nicht neuester Bauart ist, sollte sie nicht so aussehen. Zu Hause hat doch auch alles seine Ordnung

Fotos: Theodor Tarnow

ten, die bei einer neuen Auflage berichtet werden könnten. Ausgezeichnet aber ist, daß die Verfasserin zahlreiche Kapitel der Körperpflege, der Geselligkeit und dem „Benimm“ widmet. Damit zeigt sie, daß sie die sexuelle Entwicklung im Rahmen des ganzen erwachenden Lebens sieht.

Beachtenswert, was unter der Überschrift „Zärtlichkeiten“ steht! Man möchte den jungen Leuten zurufen, ihr werdet nicht reicher, wenn ihr euch alles gewährt! Aber warum in aller Welt wählte der Verlag ein „blutendes Herz“, das zudem stark an Afrika erinnert, als Titelbild?

historische Augenblicke fest (Hündin Laika vor ihrem Start in den Weltraum). Auch die Gefahren, die auf ein menschliches Wesen im Weltall lauern, werden keinesfalls bagatellisiert. Andererseits deutet der Verfasser alle Möglichkeiten an, die sich dem Menschen in Zukunft bieten könnten. Im Anhang wird sogar über Zukunftsromane und Science-Fiction berichtet.

NEUES

vom Büchermarkt

Frederick Kohner: **April entdeckt die Männer.** Roman. Würzburg: Verlag Andreas Zettner. 8°, 140 Seiten, Leinen

Der Hollywood-Autor Kohner schrieb diese rührende Geschichte vom Teenager April, der am Strand von Kalifornien beim Wellenreiten gleich fünf Männern den Kopf verdreht. War das Buch zuerst da oder der Film? Auf jeden Fall weiß Routinier Kohner, wie man so etwas managt! Die 17jährige April, die eigentlich Franz heißt — ein altkluges, blasiert und verdorben tuendes, dabei ergötzlich frisches, neugieriges und liebenswertes Ding — erzählt die Geschichte ihres Sommers in Malibu. Zufällig sieht Franz ein „Brett“. Verbissen übt sie mit Moondoggie, Don Gallo, Stinky und dem großen Kaluna und wird als einziges Mädchen in den „Club der Wellenvagabunden“ aufgenommen — junge Männer zwischen achtzehn und achtundzwanzig, die Sonne und Wellen anbeten. Natürlich sind es goldrichtige Jungen, die arbeiten, das College oder die Universität besuchen und natürlich haben sie auch bürgerliche Namen, aber in Malibu gilt nur der Vagabundenname und die Vagabundenehre. April möchte gern geliebt werden, so richtig wie eine Frau, aber sie hat auch Angst. Alle verstehen das und tun darum verständ-

lich. Einer paßt auf den anderen auf, damit dem kleinen wetterwendischen April nichts geschieht. Das Buch nimmt manche Anleihe bei Sagans „Bonjour Tristesse“, aber es kommt nicht zu deren Problematik und (Früh)Reife. Es ist vielmehr eine unterhaltsame Lektüre für Teenager, Twens und deren Eltern geworden.

Richard Koch: **Jenseits aller Grenzen.** Tatsachen und Probleme an der Schwelle eines neuen Weltzeitalters. — München: Awa-Verlag E. F. Flatau & Co. — 285 Seiten, Leinen.

Dieses Buch führt den Leser an die Probleme und Tatsachen heran, die nach dem Abschluß der ersten künstlichen Erdsatelliten so brennend aktuell geworden sind. Jeder empfand, daß damit das Zeitalter der Weltraumfahrt begonnen hat. Und jeder möchte wissen, wieso das möglich ist, welches die Kräfte und physikalischen Tatsachen sind, die dabei mitwirken. Das Buch gibt ihm in einer schlichten, nichts voraussetzenden Sprache eine sachliche Antwort. Es repetiert den elementaren Physikunterricht (Gewicht und Masse, Geschwindigkeit und Beschleunigung, Ellipse und Parabel, Fluchtgeschwindigkeit) und ist damit schon mitten drin. (Treibstrahlgeschwindigkeiten, Raketenantrieb.) Zahlreiche Fotos erläutern das Gesagte und halten

Herbert Kaufmann: **Reiten durch Iforas.** — Mit zahlreichen Karten, Zeichnungen und Farbfotos. — 1958, München: Nymphenburger Verlagshandlung. — 152 Seiten, Leinen DM 17.80

Herbert Kaufmann flog in einem französischen Flugzeug über Afrika. Er ritt mit der Hilfstruppe und einem jungen französischen Kommandanten auf einem weißen Kamel durch die Wüste Sahara und er ritt mit S'Ahmed durch das zerklüftete Hochplateau des Iforas, von Gao am Niger nach Timassio. Er schreibt darüber aber nicht, wie sich das für einen Europäer wohl angeboten hätte, einen „Abenteuerbericht“, in dem er alles Erstaunliche, das er gesehen und erlebt hat, aufzählt und in dem fremdartige Menschen wie seltene Tiere Revue passieren. Kaufmann ist ein Lernender, ein Ehrfürchtiger — und ein Dichter. Für ihn ist dieser 40tägige Kamelritt durch das geheimnisumwittelte Land der Tuareg (sie nennen sich Tamashek, vermutlich sind sie selbst wie ihre Sprache lybisch-berberischen Ursprungs) eine äußere Anstrengung und eine innere Feier. Er betrachtet die hochgewachsenen Männer in ihren leuchtend blauen Burnussen und den Chechs — vier bis sieben Meter langen Tüchern, die sie sich zum Schutz vor dem Wüstensand um Kopf und Gesicht winden — weder als Rückstände einer vergangenen Kultur (Kaufmann findet Felszeichnungen an Wasserstellen, Steinmale und Kultstätten — aber die Tuareg haben keinen Sinn für ihre Vergangenheit) noch als „Unterentwickelte“ oder andererseits vielleicht als geborene Weise. Weil Kaufmann ein Dichter ist, gewinnt dieser Ritt, dieser Weg zu sich selbst, in der Schilderung einen ungewöhnlichen und vor allen Dingen unbeschreibbaren Zauber: „Die Fremde ist alles andere als ein Kuriositätenmuseum. Sie verlangt ein unendliches Offen-sein der Seele, eine Bereitschaft, alles scheinbar Gesicherte neu zu prüfen. Sie setzt eine innere Spannung voraus, ohne welche keine Begegnung sinnvoll wird. Und wenn wir aus ihr mit dem Bewußtsein scheiden, daß alle unsere Maßstäbe schwanken und daß nichts unumstößlich sein soll außer unser Glaube an die Liebe von Mensch zu Mensch, so haben wir einen Schritt vorwärts getan zum Verständnis dieser unserer Welt“ (S. 16).

Durch den Tod gingen von uns:

Jakob Peters

Pensionär
früher Vorarbeiter in der Presserei

23. 9. 59 Werk Reisholz

Therese Hüsck

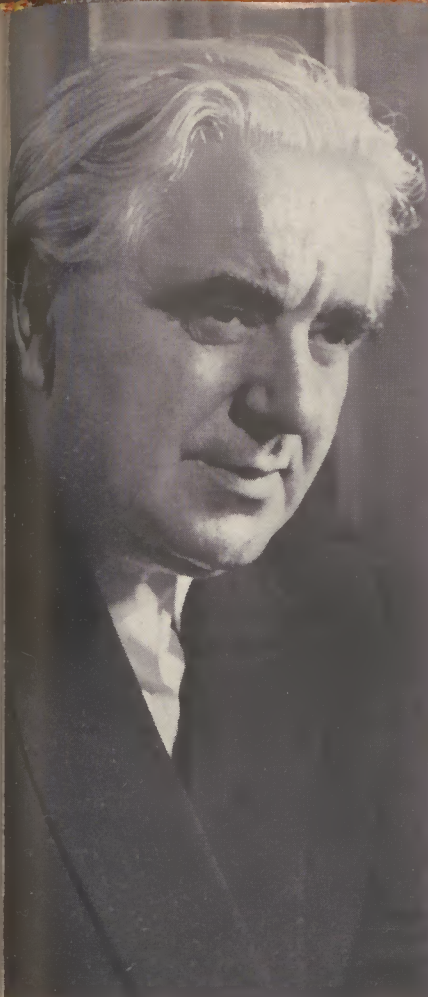
Küchenhilfe in Reisholz

27. 9. 59 Werk Reisholz

Wilhelm Körs

Pensionär
früher Obermeister im Martinwerk

2. 10. 59 Werk Oberbilk



Otto Burrmeister 60 Jahre

60 Jahre ist er alt, davon gehören die letzten dreizehn Jahre ausschließlich den Ruhrfestspielen. Sie sind sein Werk! 1946 kam der Hamburger Burrmeister mit einer verzweifelt nach Kohle suchenden Delegation des Deutschen Schauspielhauses zum ersten Male ins Ruhrgebiet. Ihm und seinen Delegationsmitkollegen gelang das damals schier Unmögliche: Die schwarzen Diamanten von den Zechen König Ludwig 3/4 in Recklinghausen rollten zu den frierenden Theaterleuten an der Elbe. Die bedankten sich 1947 mit einem Gastspiel im Ruhrgebiet vor Bergarbeitern. Da wurde Burrmeisters Idee von den Festspielen der Arbeiter nicht etwa erst geboren, sie nahm vielmehr Gestalt an. Er war stets mit Hans Böckler der Meinung, daß in unserem Jahrhundert die Arbeiterschaft das kulturelle Leben zu prägen hat. Unter diesem Gesetz stand der Sohn eines Hamburg-Barmbeker Arbeiters von Jugend an: Nach dem Besuch der Volksschule hat sich Burrmeister selbst weitergebildet. Er setzte sich in der Arbeiterjugend für die kulturpolitischen Aufgaben ein. 1933 wurde er verhaftet. Hernach schlug er sich mühselig durch. 1945 war er wieder

da und knüpfte den Faden neu, den man 1933 zerschnitten hatte. Stets fragte sich Burrmeister wie mancher andere aufrechte Mann auch, was aus diesem zerschlagenen, zerstörten Volk werden soll. Der am 15. Oktober 1899 geborene Burrmeister sah nicht nur die sozialen und ökumenischen Probleme, sondern er begriff sie wie Hans Böckler in ihrer Gesamtheit als einen Zwang zu innerer Umkehr und als geistige und sittliche Neuschöpfung unseres Volkes. Ihm drängte sich auf, daß diese Demokratie nur in dem Maße Wirklichkeit wird, als ihre Menschen Anteil haben an den geistigen und sittlichen Werten, aus denen sie sich begründet, daß also der Zugang zu den kulturellen Gütern als den bedeutendsten Vermittlern dieser Werte allen erschlossen werden muß. Aus diesem Gedanken heraus fanden sich der DGB, der Bund, das Land Nordrhein-Westfalen und die Wirtschaft als Träger der Ruhrfestspiele zusammen. Und ihrem Schöpfer, Otto Burrmeister, kann man nicht besser danken, als indem man für sein Werk eintritt und ihm und den Ruhrfestspielen zuruft: Glück auf!

Wichtiges mit wenig Worten

Ernannt wurden

Dipl. Ing. **Wilhelm Kloppert** ab 1. Juli 1959 zum Oberingenieur.

Dipl. Ing. **Rudolf Schoppe** ab 1. Juli 1959 zum Obergeringenieur.

Ing. **Peter Pardon** ab 1. Oktober 1959 zum Leiter der Hauptabteilung Wirtschaft Reisholz und Oberbilk.

ES IST GEÖFFNET...

die Betriebskrankenkasse

werkseitig montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr

straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

das Lohnbüro Reisholz

straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr

werkseitig
montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
am Vortage der Lohnzahlung
jeweils geschlossen

Sozialabteilung und Grundstücksverwaltung

montags bis freitags
10.30 bis 15.30 Uhr

Bücherei Reisholz (Unterhaltung)

montags und donnerstags
11.00 bis 13.00 Uhr und 13.30 bis 15.30 Uhr

Fachbücherei Reisholz

mittwochs und freitags
12.00 bis 13.00 Uhr

Unterhaltungsbücherei Oberbilk

montags und donnerstags
13.00 bis 16.00 Uhr

Arztprechstunden Reisholz

montags, mittwochs, freitags
10.30 bis 12.00 Uhr
dienstags und donnerstags
14.00 bis 15.00 Uhr

Arztprechstunden Oberbilk

montags, mittwochs, freitags
14.00 bis 15.00 Uhr
dienstags und donnerstags
9.30 bis 12.00 Uhr

Verbandstube

täglich 7.40 bis 17.00 Uhr
samstags 8.00 bis 12.30 Uhr

Medizinische Bäder-, Massage- und Bestrahlungsabteilung

montags bis freitags 7.40 bis 17.00 Uhr

Fußpflegedienst

montags bis freitags nach Vereinbarung

Sauna (Frauen)

montags 10.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

Sauna (Männer)

mittwochs, donnerstags und freitags
11.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

Hauptkasse

Kassenstunden montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr



Wie melke ich den Staat?

Man möge mir verzeihen, wenn ich den Staat ausgerechnet mit Begriffen aus der Welt des Rindviehs konfrontiere. Ich weiß, daß dieser Vergleich zu schmeichelhaft ist, denn eine Kuh nimmt wenig und gibt viel, während der Staat viel zu nehmen und wenig zu geben bereit ist.

Aber es leben unter uns geübte Melker, die es verstehen, des Staats verborgene Euter anzuzapfen und sich von des Staats Dienern nicht anherrschen, sondern tatsächlich bedienen zu lassen. Lernen wir von ihnen, unsere Bürgerrechte zu nutzen!

So seien diese Tips ein ermunterndes Elixier für seufzende Steuerzahler, ein Trostpflasterchen für bürokratisch Verfolgte, ein Rachefünkchen für alle durch die Staatsallmacht erniedrigten Zeitgenossen, ein Ventil für Geschwindigkeitsbeschränkte, ein süßer Bonbon für baupolizeilich Gemaßregelte, ein Lichtblick für den kleinen Mann.

Nehmen Sie vom Staat, was Ihnen zusteht, damit eines Tages der Staatsapparat nicht wegen allzu großer Bedürfnislosigkeit des Bür-

gers leerlaufe und die Minister und Beamten stempeln gehen müssen!

Fahren Sie Rolltreppe in den Rathauspalästen und Bahnhöfen. Gönnen Sie auch Ihren Kindern diese Freuden! Die Amtsvorstände werden lachen, wenn die großen Hallen vom Jubel der Rock'n-Rolltreppe fahrenden Kinderscharen erfüllt werden.

Wenn die Kohlen teuer werden, so fürchten Sie nicht den kalten Winter. Verbringen Sie die frostigen Tage als Zuhörer bei den Verhandlungen des Amtsgerichts. Die Säle sind gut geheizt. Jede Verhandlung ist zudem eine kostenlose Lektion in praktischer Psychologie.

Nützen Sie die öffentlichen Sprechstunden unserer Prominenten. Rufen Sie getrost den Finanzminister an, wenn Sie sich steuerlich anormal veranlagt fühlen! Die hohen Herren freuen sich, wenn ihres Tages Ehrelei durch den Anruf oder Besuch eines Mannes aus dem Volke unterbrochen wird. Wenden Sie sich in familiären Fragen vertrauensvoll an den Familienminister! Er wird für das zerkratzte Auge Ihrer Lieblingskatze

immer ein offenes Ohr haben. Wenn Sie der Lärm der Düsenflugzeuge auf die Palme treibt, dann schreiben Sie dem Verteidigungsminister.

Besuchen Sie staatlich geförderte Museen, Ausstellungen und staatliche Zuschußunternehmen jeder Art, auch wenn solche Besuche ein Opfer für Sie bedeuten. Sie haben dabei das herrliche Bewußtsein, Nutznießer von Staatsgeldern zu sein, die nur einer qualifizierten Minderheit zugute kommen.

Melken Sie den Staat als vorbildlicher Bürger nach dem Motto: „Einer für alle!“ denn es gibt für den steuerzahlenden Bürger kein schöneres Gefühl, als ein treibendes Rädchen im großen Staatsapparat zu sein.

